

**PETER AUER**

Natürlichkeit und Stil

# NATÜRLICHKEIT UND STIL\*

Peter Auer

## 1. VORBEMERKUNGEN

Ziel dieses Beitrags ist es, einen Begriff von sprachlicher Natürlichkeit zu entwickeln und semiotisch zu untermauern, der als eine grundlegende Dimension für die Bestimmung linguistischer Stile eingesetzt werden kann, und der deren interaktiven Funktion und sozialer Einbettung Rechnung trägt. Das ist kein leichtes Unterfangen, denn hinter jedem Wort im Titel des Beitrags türmen sich die Probleme auf. "Natur vs. Geist" war ein Leitmotiv der Sprachwissenschaft des vergangenen Jahrhunderts - aber wer würde sich heute noch in diese Tradition stellen wollen? "Stil" war für die idealistische Sprachwissenschaft Voßlers oder Spitzers ein zentraler Begriff, aber die hat die heutige Linguistik fast völlig vergessen. Schließlich das "und" zwischen "Natürlichkeit" und "Stil": was soll es bedeuten, "Natürlichkeit als Stil" oder "Natürlichkeit vs. Stil"? Kann das Natürliche stilvoll sein, der Stil natürlich?

### 1.1 VORBEMERKUNGEN ZUM STILBEGRIFF

Ein kleiner Blick in die Geschichte des Stil-Begriffs zeigt, daß sich Stil und Natur lange Zeit in einem Gegensatzpaar gegenüberstanden, wobei die Sympathie einmal auf der einen, dann wieder auf der anderen Seite der Opposition lag. Die Sympathie galt dem Stil während der jahrhundertelangen Herrschaft der aus der Klassik begründeten rhetorischen und poetologischen Stillehre, sie galt der Natur in der Zeit der bürgerlichen Auflehnung gegen diese Stillehre in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts: Rousseau und die Empfindsamen machten den traditionellen Stil wegen seiner uneigentlichen Figuren, der Differenziertheit seiner Ausdrucksmittel und seiner gelehrten Brillanz geradezu verantwortlich für die Grundübel der absolutistischen Gesellschaften und setzten ihm das Ideal einer einfachen, unmittelbaren, d.h.: natürlichen Ausdrucksfähigkeit entgegen.<sup>1</sup>

---

\* Mein herzlicher Dank für viele einschlägige Hinweise und scharfsinnige Kommentare zu dieser Arbeit geht an Margret Selting, Volker Hinnekamp, Frank Müller, Klaus Müller und Jürgen Streck.

1 Vgl. zu Rousseaus Stil-Kritik Dirscherl 1986. Allgemeines zur Stildiskussion in der abendländischen Geistesgeschichte findet sich bei Heinz 1986: 231ff.

Die Stillosigkeit, die die antirhetorische Ästhetik forderte, wurde allerdings selbst sehr schnell zum Stil und führte so nicht zum Verschwinden des Stilbegriffs (die ihm damals zugeordneten negativen Konnotationen leben in den pejorativen Termini *stilisiert* bzw. *manieriert*<sup>2</sup> weiter), sondern zu seiner Generalisierung auf beliebige in sich konsistente<sup>3</sup> Ausdrucksformen. Es entwickelte sich eine neue Auffassung, der zufolge Stil nicht mehr gegen Natur stand, sondern auch "natürliche Stile" möglich wurden.

Als Weinreich, Labov & Herzog (1968) bzw. Hymes (1974 [1979]) das in langen Jahrzehnten ziemlich verwelkte Mauerblümchen 'Stil' wieder ins Zentrum der linguistischen Theoriebildung rückten<sup>4</sup>, bauten sie auf diesem neutralen Stilbegriff auf: Stil ist für Hymes in seinem berühmten Artikel über "Ways of Speaking" schlicht "die Art und Weise, etwas zu tun" (1979: 167). Dieser Sprechweise folgend soll Natürlichkeit im folgenden als möglicher Stil verstanden werden. Wenn ich mich hier einem 'neutralen' Stilbegriff anschließe, soll das nicht heißen, daß Stil lediglich als unterschiedliche Verpackungsmöglichkeit für denselben Inhalt gesehen wird; er würde nämlich dann - anders als in der traditionellen Drei-Stil-Lehre - zum Extra, zu etwas, was zur referentiellen Bedeutung lediglich dazukommt und so die Trennung zwischen Inhalt und Form etabliert, wobei die 'eigentliche', 'referentielle' Bedeutung der 'wahren' Semantik vorbehalten bliebe.<sup>5</sup> Die Trennung zwischen referentieller und stilistischer Bedeutung macht nur Sinn, wenn Sprache vornehmlich auf das Artefakt Grammatik reduziert wird; eine solche Auffassung von Sprache hat keinen Platz für die Stilistik und ist wegen ihrer minimalistisch verengten Sicht auf den Gegenstand der Linguistik abzulehnen.

Nun ist allerdings zu fragen, ob der neutrale Stilbegriff im Sinne Hymes nicht eigentlich überflüssig ist; denn deckt er nicht dasselbe ab, was schon mit Begriffen wie

- 
- 2 Letzterer geht auf den kunstästhetischen, ursprünglich wertneutralen maniera-Begriff der italienischen Renaissance zurück.
  - 3 Freilich wird auch diese Forderung in einer zweiten, (post?)modernen Wendung aufgegeben: im Synkretismus ist die Abwesenheit von Konsistenz zwar "Provokation von Stil" (Lachmann 1986), wird aber zugleich selbst zu Stil erhoben.
  - 4 Es ist bemerkenswert, daß trotz der einheimischen Voßler-Spitzer-Tradition die Neuentdeckung des Stilbegriffs die deutsche Sprachwissenschaft erst über diesen Umweg der amerikanischen Soziolinguistik und Ethnographie des Sprechens erreichte. Bis dahin liefen unter diesem Etikett neben präskriptiven, populärwissenschaftlichen Stilistiken (als letztem Überbleibsel der alten Rhetorik-Tradition) lediglich Anwendungen strukturalistischer Linguistik-Methoden auf literarische Texte. Die Prager Schule, die auf eine ununterbrochene Tradition in der Stilforschung zurückblicken kann, blieb ohne Auswirkungen.
  - 5 Daß die Soziolinguistik Labovscher Tradition den Stilbegriff nur um den Preis der Trennung zwischen referentieller und sozio-stilistischer Bedeutung theoriefähig machen konnte, sicherte der nicht-soziolinguistischen mainstream-Linguistik den Zentralbereich der Sprachwissenschaft, ohne daß sie sich mit Stil hätte beschäftigen müssen. Sie führte also gerade zur Ausgrenzung des Stils als einer additiven Komponente der Sprache. Die Labovianische Soziolinguistik und die Generative Grammatik ihrer Zeit waren im Grunde komplementäre Richtungen, die sich wechselseitig ihre Autonomie sicherten.

Variation oder Varietät, mindestens aber mit Gumperz' "Kontextualisierungshinweis"<sup>6</sup> ausreichend beschrieben ist? Eine Differenzierung ist möglich, wenn Stil als Menge kookkurrierender, sozial interpretierter Merkmale aufgefaßt wird. Von Stil kann erst die Rede sein, wenn Strukturmerkmale nicht nur zu einem gewissen Grad über eine längere Textpassage harmonieren, sondern auch zusammen oder jeweils individuell<sup>7</sup> von den Mitgliedern einer Kultur bzw. Sprechgemeinschaft konsistent interpretiert werden. (Diese Interpretation impliziert immer auch den Vergleich mit anderen verfügbaren/ alternativen Stilen, wie Bourdieu (1982: 59f) zurecht unterstreicht.) Dagegen ist Variation eine Eigenschaft sprachlicher Daten, die vom Linguisten ohne Rekurs auf die Verstehensleistungen der Sprachbenutzer (Interaktions-teilnehmer) mittels seiner Fachkenntnis festgestellt werden kann (und bekanntlich in allen natürlichen Daten immer festgestellt wird). Variation wird dann nicht zu Stil, wenn die in einem Corpus beobachteten Variationsphänomene, nicht nur einzeln, sondern auch in ihrem Zusammenwirken, von den Teilnehmern unbemerkt und/oder von ihnen uninterpretiert bleiben; d.h. also, wenn sie nicht dazu verwendet werden, dem Sprecher bestimmte soziale Prädikate zuzuordnen oder um ihn als Individuum zu charakterisieren.<sup>8</sup> So verstanden wird Stil in der Tat zu einem zentralen Begriff aller interpretativen Ansätze in der Linguistik - und mehr oder weniger explizit läßt sich der interpretative Stilbegriff bei Erickson und den Mikroethnographen (z.B. Erickson 1984), bei Tannen (z.B. 1981), bei Sandig (1986), bei Selting (z.B. 1989), in unseren Konstanzer Arbeiten zur Interpretativen Soziolinguistik (z.B. Auer & Di Luzio (Hrsg.) 1984 und 1988) und bei anderen (nicht zuletzt den Autoren in diesem Band) nachweisen. Stil ist hier immer als Stil-von-x-interpretiert-von-y zu verstehen; es gibt linguistische Variation als solche, aber Stil immer nur in Beziehung zu einem interpretierenden Teilnehmer der Kultur und in Beziehung zu einem Anderen, den dieser ihm zuschreibt.

Gumperz' "Kontextualisierungshinweise" sind mit dem Stilbegriff eng verwandt, liegen jedoch auf anderen Generalisierungsebenen; zwar ist jedes Stilmerkmal ein Kontex-

---

6 Vgl. Cook-Gumperz & Gumperz (1976); Auer (1986).

7 Hier ist Seltings (1987) Unterscheidung zwischen Kernmerkmalen, die schon alleine eine bestimmte Interpretation erlauben, und peripheren Merkmalen, die dies nur in Kombination mit anderen, besonders mit Kernmerkmalen, tun, sinnvoll. Im ersteren Fall wird Stil eher analytisch interpretiert, im zweiten eher holistisch.

8 Eine solche Auffassung hat gewisse Ähnlichkeiten mit manchen linguistischen Arbeiten zur literarischen Stilistik; zum Beispiel ist für Riffaterre (1973:32) ein definierendes Merkmal von Stil, daß er vom Autor mit Wirkungsabsicht eingesetzt wird. Dies geht über die Forderung nach Interpretierbarkeit der dem Stil zugeordneten linguistischen Variablen insofern hinaus, als damit eine bewußte Funktionalisierung impliziert ist. Für eine nicht-literarische Verwendung des Stilbegriffs, um die es im vorliegenden Beitrag geht, ist diese Einschränkung sicherlich zu stark. Einschlägiger ist Hymes (1979:177): "Das wesentliche Kriterium eines signifikanten Sprechstils ist [aber gibt es dann auch nicht-signifikante? P.A.], daß er außerhalb seines definierenden Kontextes erkannt und verwendet werden kann, das heißt, von anderen Sprechern und an anderen Orten als denen, an die seine Bedeutung typischerweise gebunden ist, oder daß er in bezug auf die Sprecher und Orte mit einem oder mehreren anderen Stilen kontrastiert werden kann."

tualisierungshinweis, und mithin Stil eine Menge kookkurierender Kontextualisierungshinweise, umgekehrt gehört aber nicht jeder Kontextualisierungshinweis zu einem Stil: wir können von Kontextualisierung einer Konversation, der Kontextualisierung des Rederechts, der Kontextualisierung einer Unterbrechung, der Kontextualisierung von Themenbeendigungen und -neuanfängen usf. reden; den Status eines Stils haben diese Merkmale aber nicht, denn wir würden nicht vom Stil einer Unterbrechung o.ä. sprechen. Es scheint sinnvoll, das dreistellige Prädikat Stil-von-x-wie-interpretiert-von-y auf solche x einzuschränken, die Individuen ('Stil des Woytila- Papstes'), Gruppen von Individuen ('Stil italienischer Migrantenkinder'), Rollen, die Individuen übernehmen können bzw. müssen (Deferenzstile), Textsorten ('Nachrichtenstil') und vielleicht Medien ('schriftlicher Stil') bezeichnen. Im Vergleich zu Kontextualisierungsverfahren sind Stile stärker kulturell reifiziert; oft sind sie den Mitgliedern einer Kultur/ Sprechgemeinschaft bewußt und teils sogar benennbar (also, im Sinne Schütz', "sekundäre Konstrukte"). Über Stil kann man sprechen, kaum aber über Kontextualisierung.┘

Am schwierigsten ist die Abgrenzung von Stilen und Varietäten<sup>9</sup>. Der Begriff "Varietät" wird selbst unterschiedlich verwendet; sowohl in seiner strukturellen Verwendungsweise (derzufolge der Linguist aufgrund seines Wissens Varietäten ausgrenzt und definiert) als auch in seiner rekonstruktiv-interpretativen (derzufolge Varietäten von den Mitgliedern wahrgenommene Einheiten in einem Repertoire sind) gibt es jedoch zwei wichtige Differenzierungskriterien gegen 'Stil': zum einen sind Varietäten immer (Sub-) Systeme mit relativ scharfen tatsächlichen oder wahrgenommenen Grenzen, die im Regelfall eine eindeutige Entscheidung darüber erlauben, ob gerade Varietät A oder Varietät B gesprochen wird; zum anderen sind Varietäten ausschließlich durch grammatische Merkmale definiert, während Stile auch Merkmale aus anderen kommunikativen Systemen (Turn-Taking, Gestik, etc.) mit umfassen können.

Zusammenfassend ergibt sich folgende Abgrenzung:

*Variation* = uninterpretierte sprachliche Verschiedenheit

*Kontextualisierungshinweis* = interpretiertes sprachliches oder nicht-sprachliches Merkmal

*Varietät* = Menge interpretierter oder uninterpretierter stark kookkurierender grammatischer Merkmale, die gegen andere Varietäten im Repertoire abgegrenzt und (oft) bewußt/benennbar sind

*Stil* = Menge interpretierter, kookkurierender sprachlicher und/oder nichtsprachlicher Merkmale, die (Gruppen/Rollen von) Personen, Textsorten, Medien, etc. zugeschrieben werden.

---

9 Hymes sieht Varietäten als eine spezielle Art von Stilen, nämlich (1979:177) als "Sprechstile, die an soziale Gruppen gebunden sind". Ihm zufolge ist also der Varietätenbegriff deriviert und daher eigentlich überflüssig.

Die linguistische Beschäftigung mit Stil hat m.E. zwei Komponenten, die mit den Termini "stilistische Gestalt" und "stilistische Gestaltung" umschrieben werden können. Zur Erforschung der stilistischen Gestalten gehört es, die sprachlichen oder sonstigen Dimensionen zu beschreiben, die stilistisch nutzbar sind; bei der Erforschung des stilistischen Gestaltens ist hingegen zu fragen, wie sich auf diesen Dimensionen konkrete interpretierte Stile konstituieren und zwischen den Gesprächsteilnehmern ausgehandelt werden. Die doppelte Aufgabe, kontextfreie Systeme zu identifizieren und deren Verwendung für bestimmte Kontextualisierungsaufgaben, also ihre Lokalisierung im sozialen und kommunikativen Raum zu analysieren, ist für das Turn-Taking-System<sup>10</sup> in der Konversationsanalyse besonders glücklich gelöst worden, das somit als Untersuchungsparadigma gelten kann: das System als solches ist eine kontextfreie "Maschinerie"; es spezifiziert aber eine Dimension, auf der sich konkrete Turn-Taking-Stile (z.B. von Tannen 1979 amerikanischer Ostküsten- und Westküsten-Stil) einordnen lassen.

In diesem Beitrag soll eine grammatische Dimension für Stil vorgeschlagen werden, der ähnlich zentrale Bedeutung zukommt: die Dimension Natürlichkeit vs. Konventionalisierung (kulturelle Überformtheit).

## 1.2 VORBEMERKUNGEN ZUM BEGRIFF 'NATÜRLICHKEIT'

Der Begriff ist nicht ungefährlich und durch inflationären Gebrauch abgenutzt; wenn er hier trotzdem verwendet wird, dann deshalb, weil sich in den letzten Jahren in verschiedenen Teilbereichen der Sprachwissenschaft Theorien der Natürlichkeit entwickelt haben, die miteinander kompatibel sind und die gesamte Grammatik, von der Prosodie über Phonologie und Morphologie bis zur Syntax, zu erfassen erlauben. Innerhalb dieser Theorien läßt sich präzisieren, was unter 'natürlichen sprachlichen Strukturen' zu verstehen ist.

Die Idee selbst, die Opposition Natürlichkeit vs. Konventionalisierung zu einer Grunddimension der Stilistik (bzw. Poetik und Rhetorik zu Zeiten, als es den Stilbegriff in dieser Art noch nicht gab) zu machen, ist alt. Sie findet sich zum Beispiel in der einflußreichen *Poetria Nova* des Geoffroi de Vinsauf (um 1210); er gibt zur rechten Gestaltung der *dispositio*, der Einleitung eines poetischen Werks, folgende Anweisung (Z. 86ff):<sup>11</sup>

Ordo bifurcat iter: tum limite nititur artis,  
Tum sequitur stratam naturae. Linea stratae  
Est ibi dux, ubi res et verba sequuntur eumdem  
Cursum nec sermo declinat ab ordine rerum.

---

10 Sacks, Schegloff & Jefferson 1978.

11 Zit. nach Faral (Hrsg.) 1958. Ein schlechter Kommentar dazu ist Gallo (1978), dem zu Geoffrois Unterscheidung nicht mehr einfällt, als daß sie "quite curious to say the least" sei (S. 70), ein besserer, der die Verbindung zum Ikonismus herstellt, Enkvist (1981).

Limite currit opus, si praelocet aptior ordo  
 Posteriora prius, vel detrahat ipsa priora  
 Posterius; sed in hoc, nec posterior priori,  
 Ordine transposito, nec posteriore priora  
 Dedecus incurrunt, immo sine lite licenter  
 Alternas sedes capiunt et more faceto  
 Sponte sibi cedunt: ars callida res ita vertit,  
 Ut non pervertat; transponit ut hoc tamen ipso  
 lius ponat.<sup>12</sup>

Nach Geoffroi impliziert die natürliche Sprechweise eine Ähnlichkeit zwischen darstellender Sprache und dargestellten Dingen (*ordo naturalis*), während künstliches bzw. kunstvolles Schreiben gerade diese natürliche Ähnlichkeit auflöst. Erstere Variante ist die übliche, unauffällige, häufigere; der breite Weg, zweitere die unüblichere, schwierigere, in sich weiter ausdifferenzierte (es gibt nur eine natürliche, aber viele künstliche/ kunstvolle Darstellungsweisen) und daher besonders zu lehren und zu lernende: der schmale Weg.

Läßt man diese Bewertung aus dem Spiel, so scheint mir Geoffroi schon einen zentralen Gedanken für die semiotische Analyse von Stilen auf der Natürlichkeitsdimension formuliert zu haben. Allerdings erst die halbe Wahrheit: denn um einen für die Stilanalyse brauchbaren Natürlichkeitsbegriff zu entwickeln, muß man zum ikonischen Prinzip, wie es in Geoffrois *ordo naturalis* exemplifiziert ist, das indexikalische Symbolisierungsverfahren mit hinzunehmen. Dann läßt sich die Dimension Natürlichkeit vs. kulturelle Überformtheit so verstehen, daß auf ihrem kulturell überformten Pol sprachspezifische, der jeweiligen historischen Entwicklung geschuldete Zeichen stehen, während auf ihrem natürlichen Pol wiederum eine Verzweigung in natürlich-ikonische und natürlich-indexikalische<sup>13</sup> Zeichen vorzunehmen ist. Die drei semiotischen Verfahren entsprechen in der Zeichentheorie Charles S. Peirce den "icons", "indices" und "symbols". Ikonizität impliziert Similariät; sie stiftet die zeichenkonstitutive Beziehung zwischen abbildender Zeichengestalt und abgebildetem Gegenstand. Indexikalität als Konstituens des Zeichens setzt hingegen Kontiguität zwischen Zeichen und bezeichnetem Gegenstand voraus.<sup>14</sup> Dabei kann diese Kontiguitäts-

---

12 Übersetzung:

Der Weg, auf den die *dispositio* erfolgt, ist zweigeteilt; auf der einen Seite kann sie dem Pfad der Kunst folgen, auf der anderen der breiten Straße der Natur. Die letztere ist dort der Leitfaden, wo die Dinge und die Worte denselben Lauf nehmen und die Rede nicht von der Reihenfolge der Dinge abweicht. Der Pfad der Kunst wird eingeschlagen, wenn geschickterweise das Spätere vor dem Früheren steht, oder wenn die eigentlich früheren Dinge nach hinten geschoben werden; und in diesem Fall nehmen weder die späteren, nach vorn gerückten Dinge, noch die früheren, nach hinten gerückten, Schaden; vielmehr tauschen sie ohne Konflikt Plätze, und leichtherzig und freiwillig weichen sie einander: die geschickte Kunst invertiert so, daß nicht pervertiert wird; sie stellt so um, daß sie dadurch die Sache besser darstellt.

13 Der Begriff wird hier weiter gebraucht als in der Ethnomethodologie und auch in der Semantik gemeinhin üblich, nämlich als Adjektiv zu Peirce' "Index".

14 Dazu Peirce 1966ff (Book II, Chpt. 2 & 3); ähnliche, teils weiterführende Gedanken dazu finden sich bei Jakobson 1956, andeutungsweise auch bei Gessinger 1982: 134ff.

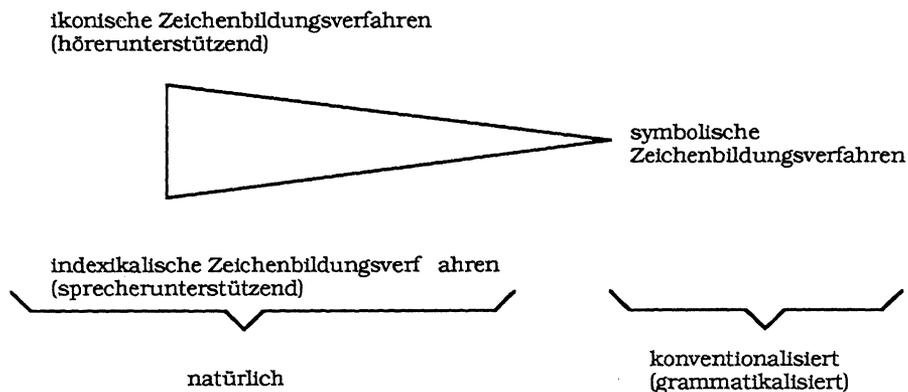
beziehung zwischen sprachlichen Zeichen (endophorisch, syntaktisch) oder zwischen dem sprachlichen Zeichen und seinem nicht-sprachlichen Kontext (Situation, Hintergrundwissen) (exophorisch, pragmatisch) vermitteln. Tatsächlich sind sprachliche Zeichen jedoch oft eine Mischung aus symbolischen, indexikalischen und ikonischen Aspekten. (Peirce sieht solche Kombinationen von Zeichenbildungsverfahren ausdrücklich vor.)

In der folgenden Exemplifizierung der einzelnen Zeichentypen auf den einzelnen linguistischen Analyseebenen wird sich zeigen, daß ikonische und indexikalische Zeichenbildungsverfahren unter funktionalen, kommunikativen Aspekten recht verschieden zu beurteilen sind. Diese funktionale Verschiedenheit ist ebenfalls bereits in Peirce' Darstellung der "indices" und "icons" angelegt. Aus der Perspektive der Zeichenerkennung ist das ikonische Zeichenbildungsverfahren das einfachste; es funktioniert aufgrund einer Qualität des Zeichens, die dieses dem bezeichneten Objekt ähnlich macht: "it simply happens that its qualities resemble those of that object, and excite analogous sensations in the mind for which it is a likeness" (Peirce 2.298). Für den Zeichenproduzenten (den Sprecher) ist die Sache allerdings nicht so einfach: er muß nämlich dafür sorgen, daß das von ihm produzierte Zeichen dem intendierten Gegenstand ähnlich ist. Das indexikalische Zeichenbildungsverfahren, von Peirce zwischen ikonischem und symbolischem eingeordnet, fordert hingegen den Rezipienten des Zeichens; dieses ist nur als Zeichen funktionsfähig, weil es als "organic pair" (Peirce 2.298) an ein Objekt gebunden ist; der Rezipient kann deshalb das Index-Zeichen nur dann verstehen, wenn er seinen Kontext, nämlich die Kontiguitätsbeziehung zum Objekt, nachvollzieht: Der Index "is in dynamical (including spatial) connection both with the individual object, on the one hand, and with the senses or memory of the person for whom it serves as a sign, on the other hand" (Peirce 2.304). Die Aufgabe des Zeichenproduzenten ist dafür in diesem Fall weniger anspruchsvoll: er muß die Aufmerksamkeit des Rezipienten auf ein Objekt richten, kann dabei aber die Gestalt des Zeichens wie auch des zu bezeichnenden Objekts außer acht lassen. Zwar folgen beide Zeichenbildungsverfahren natürliche Prinzipien, sie arbeiten jedoch den konstitutiven Rollen der Sprechsituation, nämlich dem Sprecher und dem Rezipienten, in unterschiedlicher Weise zu: Indexikalität erleichtert meist die Sache des Sprechers, Ikonizität die des Rezipienten; umgekehrt geht abnehmende Indexikalität zulasten des Sprechers, abnehmende Ikonizität zulasten des Rezipienten<sup>15</sup>. Wir erhalten also folgendes Schema:

(Siehe nächste Seite)

---

15 Allerdings laufen indexikalische und ikonische Tendenzen einander nicht notwendigerweise zuwider. Es gibt Fälle (Regeln, diachrone Entwicklungen), in denen Zunahme bzw. Abnahme auf beiden Natürlichkeitsdimensionen involviert ist.



Ein illustratives Beispiel kann vielleicht schon an dieser Stelle veranschaulichen, was mit dieser Dreiteilung gemeint ist. Zum Zwecke der Herstellung von Textkohärenz stehen uns im Deutschen (wie in vielen anderen Sprachen) unter anderem die beiden Mittel der Wiederholung und der Pronominalisierung (einschl. Null-Pronomen) zur Verfügung. Wann welches der beiden Mittel eingesetzt wird, ist teilweise grammatikalisiert (und daher konventionalisiert); in anderen Fällen ist die Wahl zwischen Pronominalisierung und Wiederholung hingegen ein stilistisches Phänomen. Beide Verfahren beruhen auf natürlichen Prinzipien. Dabei ist die Wiederholung ikonisch: sie macht die Dekodierung für den Rezipienten leichter, belastet aber die Produktion ('umständlicher', 'länger'). Hingegen ist die Pronominalisierung indexikalisch: sie entlastet (vor allem beim Null-Pronomen) den Sprecher artikulatorisch, bürdet jedoch dem Rezipienten die Aufgabe auf, die korrekte Vorgängerstruktur zu identifizieren, auf die sich das Pronomen bezieht. (Dabei sind natürlich wiederum sprachspezifische Grammatikalisierungen zu berücksichtigen.)

## 2. NATÜRLICHKEIT IN DER GRAMMATIK

Das skizzierte Modell für die stilkonstituierende Dimension Natürlichkeit vs. Konventionalisierung ist nun anhand von Beispielen aus den verschiedenen Ebenen der Grammatik weiter auszufüllen. Die semiotische Dreiteilung in Indizes, Ikonen und Symbole dient dabei als metagrammatischer Bewertungsmaßstab, der es erlaubt, über die verschiedenen Ebenen hinweg eine einheitliche Beurteilung eines Stils als mehr oder weniger natürlich vorzunehmen. Wir bewegen uns also nicht auf der Beschreibungsebene der Grammatik, sondern der der Grammatiktheorie. Die genannten semiotischen Zeichenbildungsverfahren sollen die auf den einzelnen Ebenen der grammatischen Beschreibung nachgewiesenen natürlichen Prinzipien vergleichbar machen, diese aber auf keinen Fall ersetzen. Es ist beim gegenwärtigen Stand der Forschung weder eine exhaustive Liste dieser natürlichen Prinzipien möglich, die in der Phonologie, Syntax, Morphologie usf. notwendig sind, noch ist zu

entscheiden, ob sie sämtlich als ikonische und/oder indexikalische eingestuft werden können.

Die folgenden Ausführungen stützen sich soweit möglich auf die schon existierenden Natürlichkeitstheorien, die unter semiotischen Aspekten interpretiert werden. Nicht alle sind gleichermaßen ausgereift, und in manchen Bereichen ist die empirische Fundierung noch recht mangelhaft. Es lassen sich jedoch immerhin auf allen Ebenen Hypothesen darüber aufstellen, welches von zwei oder mehr alternativen Strukturmerkmalen das natürlich-ikonischere bzw. natürlich-indexikalischere, bzw. welche das kulturell überformtere (symbolischere) ist. (Fast immer haben wir es mit einer Mischung zu tun.)<sup>16</sup> Die Darstellung ist notwendigerweise sehr gedrängt. Vor allem im Bereich der Natürlichen Phonologie und der Natürlichen Morphologie werden Leser oder Leserin mit Nachdruck auf die hier nur unzureichend zusammengefaßte, inzwischen recht umfangreiche Literatur verwiesen.

## 2.1 PROSODIE

Im Bereich der Prosodie gibt es bisher nur wenige Versuche, natürliche Strukturen von konventionalisierten zu unterscheiden. Es geht um die Aufteilung der phonetischen Substanz in rhythmische Glieder oder Phrasen ("tone" im Sinne Hallidays) sowie die Intonationskurven auf diesen Phrasen ("tune", "tonicity"). Bolinger argumentiert (z.B. 1983), daß Intonationsverläufe (im Gegensatz zu den grammatikalisierten Mustern der Tonsprachen) durch die Sprachen der Welt hindurch einem konsistenten Ikonizitäts-Prinzip folgen. Intonationskonturen können nur steigen oder sinken. Diese Bewegung ist seiner Meinung nach mit gestischen und mimischen Auf-/Ab-Bewegungen zusammen Teil der "up-down metaphor"<sup>17</sup>; oder anders gesagt: eine steigende Intonationskurve ist ikonisches Abbild nicht-sprachlicher Zeichen wie hochgezogener Augenbrauen, lächelnd nach oben gezogener Mundwinkel, erhobener Hände (und umgekehrt), und hat deshalb eine natürliche Bedeutung, die etwa mit 'Offenheit', 'Zugänglichkeit', 'Friedfertigkeit (Aggressionsunlust)', 'Erwartung' zu umschreiben wäre. Umgekehrt ist eine sinkende Intonationskurve als ikonisches Abbild nicht-sprachlicher Zeichen wie nach unten gezogener Mundwinkel, Senken des Kopfes, Senken der Augen (bzw. umgekehrt) anzusehen und durch den komplementären semantischen Bereich zu umschreiben, etwa 'Abschluß', 'Unzugänglichkeit', 'Ärger/ Aggression', 'Erwartungslosigkeit'. Tatsächlich läßt sich in Sprachen wie dem Deutschen oder Englischen, in denen die Tonhöhe keine phonematische (grammatikalisier-

---

16 Selbstverständlich sind alle Aussagen über Natürlichkeit empirisch anhand sprachinterner und -externer Kriterien zu überprüfen. Vgl. zum Verfahren dieser empirischen Überprüfung Dressler (Hrsg.) 1987.

17 Zur up-down-metaphor vgl. Lakoff & Johnson 1980: 57 und 14ff.

te) Funktion hat,<sup>18</sup> feststellen, daß steigende phrasenfinale Intonationsverläufe verwendet werden, um Nicht-Terminiertheit zu signalisieren (sei es im eigenen Turn ("progrediente Intonation"), sei es in Paarsequenzen (v.a. bei Satzfragen));<sup>19</sup> fallende phrasenfinale Intonationsverläufe signalisieren hingegen Terminiertheit. Eine ähnliche Idee findet sich bei dem Psychiater Aron Bodenheimer (1984: 49):

Wird ein Satz durch seine Passagen hindurch so melodisiert, daß er an seinem Ende <...> unten im Grundton ankommt, so gilt er als entschieden, eindeutig, als geschlossen und bestimmt. Ist der Satz fertig, so tut er kund: Alles kann von nun an hier, 'am Boden' bleiben. Danach ist jedermann frei. Man kann schweigen, man kann auch frei weiterreden. <...> Was immer dagegen als Frage melodisiert ist, das äußert sich als nach oben Angehobenes. Von dort oben her aber hat es drängenden, ja bedrängenden Effekt. Es bringt jeden Hörenden um seine Ruhe, nötigt ihn mit verborgener Gewalt, daß er das Obengehaltene gleichsam herunterhole und so das Offengelassene abschließe - durch eine Äußerung, die man Antwort benennt.

Weitere Evidenz für Bolingers Hypothese kann man in der Tatsache sehen, daß die semantisch nicht motivierte Verwendung steigender Intonationskurven häufig als 'unsicher', 'weiblich' oder 'defensiv', aber auch als 'höflich' interpretiert wird.<sup>20</sup>

Eine noch eindeutigere Rolle scheint Ikonizität in der Prosodie bei der rhythmischen Gliederung der Rede in intonatorische Phrasen und bei der Prominenzabstufung der einzelnen Silben zu spielen. Eine natürliche rhythmische Gliederung bildet die semantische und die prosodische Struktur aufeinander ab; die rhythmische Gruppenbildung entspricht der semantischen, und die stärksten phonetischen Hervorhebungen fallen auf die Akzentsilben der semantisch zentralen Wörter im Fokus der Äußerung. Ein solcher Ikonismus ist Sache des Sprechers, und wie sehr er dem Rezipienten das Zuhören erleichtert, ist aus der traditionellen Sprecherziehung bekannt (vgl. Saran 1907).

---

18 Es kann natürlich auch in Tonsprachen ikonische Verfahren geben, die dann aber anderen semantischen Funktionen dienen (z.B. Diminutiv-Bildung durch Hochton im Bini oder im Kantonesischen; vgl. dazu Wescott 1971:423).

19 Die erwähnten Sprachen kennen aber auch lexikalische und grammatische Frage-Markierungen, d.h. die Intonation muß nicht allein die Interpretation der Äußerung als Frage sicherstellen. Daher werden w-Fragen nicht mit steigender Intonation geäußert. Aber auch Satzfragen können natürlich anderweitig kontextualisiert werden; empirisch zeigt sich, daß steigende Intonationskurven nur einer der möglichen und verwendeten Kontextualisierungshinweise für erste Glieder in Paarsequenzen sind (zur Intonation von englischen Satzfragen vgl. Geluykens 1986). In Sprachen mit obligatorischen Frage- Partikeln (z.B. dem Türkischen) dürfte dieser Anteil noch geringer sein.

20 Vgl. zusammenfassend Groß 1987: 75ff. Solche anti-ikonischen Intonationsverläufe gelten als auffällig oder maniert, solange sie nicht zu einem kulturell geformten (nicht-natürlichen) Stil generalisiert werden oder gar in das grammatische System einer Sprache oder Varietät Einzug halten. Dies ist z.B. im Australischen Englisch geschehen, das sich durch steigende finale Intonation kennzeichnet.

In diesem Sinn nicht natürlich, weil nicht ikonisch, ist z.B. die rhythmische Gliederung, mit der im folgenden Beispiel<sup>21</sup> aus Büchners "Lenz" vorgelesen wird:

endlich, // hörte er Stimmen, // er sah Lichter, // es wurde ihm leichter, // man sagte ihm // er hätte noch eine halbe Stunde, // nach Waldbach, // er ging durch das Dorf, // die Lichter schienen // durch die Fenster, // er sah hinein, // im Vorbeigehn/ Kinder am Tische // Weiber Mädchen/ alles, // stille Gesichter.

Der 'manierierte', 'unnatürliche', 'künstlerische' o.ä. Stil dieser Rezitation ist auf die Reibung zwischen syntaktisch-semantischer und rhythmischer Gliederung an den unterstrichenen Stellen zurückzuführen.

## 2.2 PHONOLOGIE

In der Phonologie gibt es, im Gegensatz zur Prosodie, bereits eine ausgearbeitete Theorie der Natürlichkeit - nämlich die Natürliche Phonologie<sup>22</sup> -, innerhalb derer Dressler (1980, 1984) das semiotische Modell von Peirce einsetzt und auf die phonologischen Prozeßteleologien anwendet.

Die natürlichen Prozesse in einer Sprache lassen sich in solche mit Fortisierungs- und solche mit Lenisierungsteleologie aufteilen. Erstere sind artikulationserschwerend, jedoch meist perzeptionserleichternd; für letztere gilt das umgekehrte. Entsprechend bauen die Fortisierungen phonologische Distinktionen auf bzw. verstärken sie. Oft sind sie kontextfrei. Lenisierungen verwischen zugrundeliegende Distinktionen und sind oft kontextsensitiv. Den Prozessen stehen morphologische Regeln ohne natürliche Teleologie gegenüber, die durch morphologische Restriktionen und Ausnahmen gekennzeichnet sind. (Meistens sind sie im Lauf der historischen Entwicklung kamouflierte, einstmals natürliche Prozesse, die morphologisiert oder lexikalisiert worden sind und ihre ursprüngliche Motivation und Produktivität verloren haben.)

Nun entspricht die Dreiteilung in (morphologische) Regeln, fortisierende Prozesse und lenisierende Prozesse der Peirceschen Unterscheidung zwischen konventionalisierten Symbolen, Ikonen und Indizes (wobei die Grenzen jeweils fließend sind, besonders zwischen den konventionalisierten und den natürlichen Zeichen). Eine phonologische Strukturveränderung ist um so ikonischer, je ähnlicher ihr Input (signifié) und Output (signifiant) sind. Mit Peirce ist zwischen materieller und diagrammatischer Ähnlichkeit zu unterscheiden. Materielle Ähnlichkeit zwischen Input und Output impliziert, daß die derivierte Oberfläche von der zugrundeliegenden Einheit in möglichst wenigen Merkmalen abweicht. In diesem Sinn ist z.B. eine Regel ikonischer (und das heißt, natürlicher), die

---

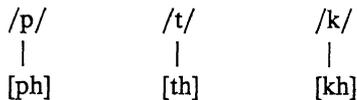
21 Aus einer am 19.1. 1988 in SWF 3 ausgestrahlten Sendung über Pfarrer Oberlin. Punkt markiert sinkende, Komma steigende Intonationskurve, Doppelstrich lange, Einfachstrich kurze Pause. Weitere schöne Beispiele für unnatürliche Prosodien hat Pawlowski (1987: 102ff) gesammelt.

22 Vgl. Stampe 1979, Donegan 1978 Dressler 1985, Auer im Druck (a) und zahlreiche andere.

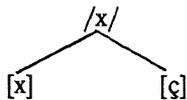
Plosive aspiriert (d.h. lediglich eine artikulatorische Eigenschaft hinzufügt), als eine, die /a/ in /i/ verwandelt. Besonders unikonische Regeln sind solche, die Segmente tilgen, denn die Ähnlichkeit zwischen einem beliebigen Segment und  $\emptyset$  ist die geringste mögliche. (Materieller Ikonismus in der Phonologie geht nach dieser Auffassung also weit über die Onomatopöie hinaus, die traditionellerweise mit diesem Begriff assoziiert wird.)

Diagrammatische Ikonizität ("D-iconicity", vgl. Peirce 1966ff, Jakobson 1966) ist eine abstraktere Angelegenheit: sie betrifft die Ähnlichkeit zwischen Konstellationen von Strukturen im signifiant und im signifié. D-Ikonizität kann Konstellationen von sprachlichen Merkmalen auf Konstellationen außersprachlicher Merkmale beziehen ("motivation" im Sinne von Haiman 1980); wichtiger für die Phonologie ist jedoch eine zweite Möglichkeit, nämlich Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen Konstellationen sprachlicher Strukturen innerhalb der Grammatik ("isomorphism" im Sinne von Haiman 1980). Diese grammatische D-Ikonizität nimmt zu, je ähnlicher die Lautsysteme auf den verschiedenen Ableitungsstufen sind. Sie erhöht sich, je uniformer ein Prozeß ist, d.h. besonders, je mehr er natürliche Klassen von Lauten ausnahmslos erfaßt und korreliert deshalb stark mit der wechselseitigen Rekonstruierbarkeit von Input und Output (biuniqueness). Zu unterscheiden ist:

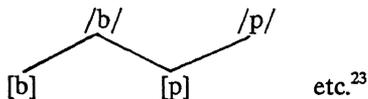
- eineindeutige Rekonstruierbarkeit in intrinsischen Allophonen, z.B. in Sprachen mit obligatorischer, aber nicht distinktiver Aspiration von Plosiven:



- eindeutige Rekonstruierbarkeit z.B. bei extrinsischen (kontext-bedingten) Allophonen, etwa dt.



- wechselseitige Nicht-Rekonstruierbarkeit, z.B. dt. ALV:



23 Nota bene: Die Natürlichkeit einer Regel ist nicht nur auf der Ikonizitätsdimension, sondern auch auf der Indexikalitätsdimension zu bestimmen. Wenn hier gesagt wird, daß kontextbedingte Allophone oder Neutralisierungen weniger ikonisch sind also kontextfreie Allophone, so ist hinzuzufügen, daß in beiden Fällen auch Umgebungsfaktoren im Spiel sind, d.h. es ist auch die Indexikalitätsdimension betroffen. Kontextsensitive Allophonregeln sind indexikalischer als kontextfreie. Um bestimmen zu können, welche von beiden - kontextfreie oder kontextsensitive - Regeln natürlicher sind, müßten die beiden Dimensionen gegeneinander aufgerechnet werden. Wie dies geschehen könnte, ist beim gegenwärtigen Stand der Forschung unklar.

Die optimale ikonische Beziehung zwischen phonemischer und phonetischer Ebene wäre eine 1:1-Abbildung (maximale Durchsichtigkeit der Oberfläche und Rekonstruierbarkeit der zugrundeliegenden Lautintentionen).

Optimal ikonische Prozesse transformieren also eine natürliche Klasse distinktiver Laute in eine diesen eindeutig zuordenbare andere natürliche Klasse von Lauten, die mindestens genauso distinktiv sind. Sie behindern deshalb die Perzeption nicht (oft verbessern sie sie sogar, etwa, wenn die im Vergleich zu den Lenen im System sowieso schon stärkere Klasse der deutschen Fortis-Plosive noch zusätzlich durch einen natürlichen Prozeß aspiriert wird). Ikonizität in der Phonologie geht deshalb mit fortisierender oder zumindest nicht lenisierender Teleologie des Prozesses zusammen. Das Umgekehrte gilt für die indexikalischen Prozesse. Im Sinne endophorischer Verweise etablieren sie Kontiguitätsbeziehungen zwischen phonologischen Elementen und ihren Nachbarlementen, d.h. sie sind kontextsensitiv. Durch Angleichung an die Artikulationsweise der Nachbarlaute kommt es zur Artikulationserleichterung, die aber oft die Ikonizität der Beziehung zwischen Input und Output verringert und so zulasten der Perzeption geht. Solche indexikalischen Prozesse (wie z.B. die Nasalassimilation im Deutschen) haben deshalb Lenisierungsteleologie. Als exophorische Verweise stellen lenisierende Verschleifungen, z.B. in Allegroregeln, außerdem eine indexikalische Bindung an den nicht-linguistischen Kontext her: sie setzen vermehrtes Hintergrundwissen der Rezipienten voraus, während ikonisch-fortisierende Sprechweisen mit weniger Rekurs auf den Kontext ("Prädiktabilität", Redundanz) auskommen.

Ikonische und indexikalische Tendenzen stehen in der Phonologie meist in Konflikt, manchmal kollaborieren sie jedoch auch. Z.B. sind absolute Neutralisierungen nicht nur deshalb extrem unnatürlich, weil sie wechselseitig nicht rekonstruierbare Beziehungen zwischen zugrundeliegender und phonematischer Struktur erzeugen, sondern auch, weil sie keine Kontextspuren hinterlassen und daher keine Kontiguitätsbeziehungen zu den Nachbarsegmenten eingehen. Umgekehrt genügt die Vokalharmonie sowohl ikonischen als auch indexikalischen Prinzipien, wenn auch beiden nicht hundertprozentig. Etwa harmonisieren im Türkischen Suffixvokale mit dem letzten Stammvokal in bezug auf die Merkmale [hinten] und [rund], d.h. die Suffixe *-lar* (Plural) und *-ı* (Akkusativ) harmonieren z.B. mit dem Stamm *ev* (Hochvokal, 'Haus') zu *evleri* ('die Häuser, Akk.), aber mit dem Stamm *çanta* (Tiefvokal, 'Tasche') zu *çantaları*. Ikonizität ist hier gegeben, weil sich aus den Oberflächenrealisierungen die zugrundeliegende Unterscheidung nach dem Merkmal [ $\pm$ hoch] mühelos rekonstruieren läßt (allerdings ist die Beziehung nicht eindeutig), Indexikalität ist im Spiel, weil die Vokalharmonie Verbindungen zwischen den Vokalen eines Wortes herstellt. (Als Fernassimilation ist sie freilich weniger indexikalisch als eine Nahassimilation.)

### 2.3 MORPHOLOGIE

In der Morphologie sind die Natürlichkeitstheorien am besten ausgearbeitet worden; dabei ist jedoch der Rekurs auf semiotische Prinzipien meist auf das der Ikonizität beschränkt, während die Indexikalität wenig Berücksichtigung findet.<sup>24</sup> Die wichtigsten Beiträge aus jüngerer Zeit sind die Natürlichen Morphologien Mayerthalers (1981, etc.) und Wurzels (1984, etc.); eine Zusammenfassung findet sich in Dressler (Hrsg.) 1987.

Auch im Bereich der Morphologie ist es sinnvoll, zwischen materiellem und diagrammatischem Ikonismus zu unterscheiden.<sup>25</sup> Das D-ikonische Grundprinzip innerhalb des morphologischen Systems ist - im Gegensatz zur Phonologie - ein semantisches: "eine Form - eine Bedeutung", d.h. "biuniqueness" zwischen semantischen und morphologischen Einheiten. Diese ist um so besser realisiert, je weniger die Morpheme miteinander bzw. mit der Wurzel verschmelzen (also je weniger "fusion", im Sinne Sapirs, vorliegt) und je durchsichtiger deshalb die morphologische Struktur des Wortes ist. Der agglutinierende Sprachtypus folgt diesem Prinzip am eindeutigsten und ist deshalb optimal ikonisch. Sprachwandel impliziert hier immer einen Übergang zu indexikalischeren Kodierungsformen. Bei den flektierenden Sprachen, deren Morphologie wesentlich weniger ikonisch ist, verläuft die typische Tendenz des Sprachwandels hingegen in umgekehrter Richtung: sie tendieren dazu, morphologische Kategorien mit mehreren, nicht-phonologisch festgelegten Exponenten (Allomorphen) zu vereinheitlichen, indem die weniger häufige oder komplexere Alternante zunehmend vermieden wird und schließlich verschwindet. Außerdem werden homophone Exponenten verschiedener Kategorien abgebaut. Es setzt sich auf diese Weise im Sprachwandel ein höheres Maß an Ikonizität durch, das wegen der erreichten eindeutigeren Markierung die semantische Transparenz fördert und dem Rezipienten dient.

Eines von vielen Beispielen dafür gibt Wurzel für das deutsche Numerussystem: die Pluralmarkierung wird im heutigen Standard ohne phonologische Motivation am Nomen durch ein Flexiv (/-(e)n/, /-e/, /-s/, /-er/), durch Umlaut oder seltener gar nicht (d.h. nur extern durch den Artikel) markiert. Es gibt nun eine Reihe von Indizien dafür, daß sich dieses morphologische Exponentensystem vereinfacht, indem Pluralmarker auch dort eingeführt werden, wo sie früher gefehlt haben (vgl. *die Kumpels, die Fräuleins, die Mädeln, die Dackeln, die Stiefeln*); weitere Vereinfachungen betreffen den Übertritt von der n- zur s-Pluralklasse bei vokalisch auslautenden Nomina, etwa im *Aromas, Kontos, Schemas* (statt *Aromen, Konten, Schemen*)<sup>26</sup>, und den Übertritt von der n- zur e-Pluralklasse bei den

---

24 Ausnahmen sind Dressler 1987:110f, Antilla 1975.

25 Einige Autoren führen Transparenz (1:1-Beziehung zwischen Form und Bedeutung) oder Systemadäquatheit als eigene Teleologien auf; es scheint mir jedoch möglich und nützlich, sie unter Ikonismus (vor allem diagrammatischen Ikonismus) zu subsumieren, wie dies im vorliegenden Überblick geschieht.

26 In einigen regionalen Umgangssprachen ist diese Tendenz zum s-Plural noch wesentlich ausgeprägter; vgl. für das Ruhrgebiet Formen wie *Kinners, Mädkens, Dackels, Stiefels, Augskes* ('Äuglein'). (Diese Beispiele verdanke ich V. Hinnenkamp.)

Maskulina (schon abgeschlossen in *Greise, Hahne, Monde* statt früherem *Greisen, Hahnen, Monden*).

Die D-Ikonizität innerhalb der Morphologie ist ein semiotisches Verweissystem von sprachlichen auf sprachliche Strukturen ("Systemadäquatheit" im Sinne Wurzels). D-Ikonizität in der Morphologie kann aber auch Konstellationen sprachlicher mit sprachunabhängigen (außersprachlichen) Merkmalen in eine Abbildungsbeziehung bringen. Die Bestandteile von Systemen morphologischer Kategorien sind oft pragmatisch und formal gesehen nicht gleichwertig. Zum Beispiel ist Singular im Vergleich zu Plural eine unmarkierte Kategorie, Nominativ gegenüber den anderen Kasus, Aktiv gegenüber Passiv, Präsens den übrigen Tempora gegenüber, usf. Mayerthaler führt solche Markiertheitsverhältnisse auf die prototypische Kommunikationssituation zurück, in der der Sprecher menschlich, einzeln (definit), gegenwärtig und handlungsfähig ist, und leitet aus diesem Ungleichgewicht die Erwartung ab, daß natürlichere morphologische Ausdruckssysteme diese prototypische Kommunikationssituation konstruktionell abbilden. Das natürlichere, ikonischere morphologische System ist demzufolge eines, in dem die pragmatisch markierte Kategorie auch durch ein 'Mehr' an Form ausgedrückt wird. Zur Teleologie der 1:1-Zuordnung von Form und Bedeutung kommt also eine zweite: mehr Form bildet ikonisch mehr Bedeutung (= Abweichung vom pragmatischen Normalfall als "default assignment") ab. Entsprechend ist die Pluralkodierung durch Suffix oder durch Längung ikonischer (natürlicher) als die durch Umlaut, die Nicht-Markierung des Plurals nicht-ikonisch, die Markierung durch Wegnahme eines im Singular vorhandenen Elements kontra-ikonisch (z.B. russ. Gen..Sg. *gosudárstvo* - Gen.Pl. *gosudárstv* 'Staaten'; dt. *Eltern* - *Elternteil*<sup>27</sup>). Dasselbe Kriterium läßt sich auch auf die Derivationsmorphologie anwenden, wo markierende semantische Kategorien (z.B. Agentiv oder deverbale Nominalisierung), die der Wurzel Bedeutung hinzufügen, nicht durch subtraktive morphologische Prozesse gebildet werden dürfen, wenn sie natürlich sein sollen; vgl. etwa die in diesem Sinn unnatürlichen Formen *Linguistik* > *Linguist*, ital. *revocare* > *revoca*.<sup>28</sup>

Morphologische Irregularitäten - vor allem die Suppletion - sind in diesem Sinne unnatürlich, weil sie den diagrammatischen Ikonizitätsanforderungen widersprechen; analogischer Ausgleich ist hingegen als Zunahme der D-Ikonizität (Systemadäquatheit) zu werten und entsprechend eine natürliche Tendenz des Sprachwandels. Daß sich Suppletionsparadigmen bei hochfrequenten Lexemen entgegen natürlichen Voraussagen trotzdem halten können und gegen den Sprachwandel sogar erstaunlich resistent sind, scheint mir (entgegen Werner 1987) der Natürlichen Morphologie keinen Abbruch zu tun. Meist entsteht Suppletion ja nicht um ihrer selbst willen, sondern als Folge phonologischer Lenisierungsprozesse oder als Folge des lexikalischen Wandels (vgl. Ronneburger-Sibold 1987). Sie hat also durchaus natürliche Gründe. Zu erklären ist allerdings, warum diese

27 Die Umgangssprache zeigt Tendenzen, hier die natürlichere Neubildung *Elter* einzuführen.

28 Die letztgenannten Beispiele sind aus Giacalone Ramat (1985). Vgl. auch Dressler 1987: 101ff. Typisch sind in solchen Fällen umgangssprachliche 'falsche' Bildungen, die die Natürlichkeit (Diagrammatizität) wieder herstellen, also z.B. *Linguistiker* oder *revocazione*.

Gründe, die außerhalb der Morphologie liegen (meist im Lexikon oder in der Phonologie), im Falle der Suppletion die Oberhand über natürliche morphologische Gesichtspunkte wie Transparenz oder Uniformität gewinnen können, während dies sonst nicht der Fall ist. Die naheliegende Antwort ist, daß sich die Sprache sozusagen morphologische Unnatürlichkeit erlaubt, gerade um hochfrequente und/oder psychologisch besonders zentrale Lexeme, die als ganze gespeichert werden, aus dem Kontext der regelmäßigen Lexeme herauszuheben. Daraus darf man aber nicht schließen, daß Ikonismus und Irregularität gleichberechtigte Tendenzen der Morphologie und gleichermaßen natürlich sind. Die Suppletion kann nur funktionieren, weil sie vor dem Hintergrund der Regularität als 'Normalfall' steht; sie ist selbst in der Morphologie der flektierenden Sprachen der "Sonderfall" (Werner 1987: 303) und kann in den agglutinierenden auf ein Mindestmaß zurückgehen; schließlich ist sie durch die Übergeneralisierungen auf der Grundlage der produktiven Regeln im Erstspracherwerb klar als unnatürlich ausgewiesen.

Auch in der Morphologie gibt es nicht nur natürliche Ikonisierung, sondern auch natürliche Indexikalisierung. Vor allem die endophorische Indexikalität spielt in der Morphologie eine wichtige Rolle. Sie betrifft (auf der Schwelle zur Syntax) die Beziehungen, die mit morphologischen Mitteln zwischen den Wörtern hergestellt werden (Kongruenz durch Genus, Nominalklassifikatoren, etc.), die Reihenfolge, mit der sich die morphologischen Affixe an die Wurzel anschließen und (auf der Schwelle zur Phonologie) die Kontiguitätsbeziehungen zwischen allomorphischen Varianten (z.B. verweist engl. *duch-* endophorisch auf *-ess*). Zu diesem in sich sehr komplizierten Bereich sei hier lediglich auf Dressler (1987) und Antilla (1975) verwiesen.

Exophorisch indexikalisch, weil vom Wissenskontext der Benutzer abhängig, sind nicht-transparente derivative und kompositionelle Bildungen. Die semantische Ambiguität dieser Bildungen ist nur durch Konvention oder unmittelbaren Kontext auflösbar; sie verweisen also aus der sprachlichen Struktur in den Wissenshintergrund oder auf das sprachliche Umfeld. Viele deutsche Komposita gehören zu diesen indexikalischen morphologischen Bildungen; vgl. etwa das von Heringer ausführlich diskutierte Beispiel der *Fischfrau* (Heringer 1984), den kürzlich erfundenen *Hurenball* (für, von oder mit? [Berlin]), die *Standpackung* (für Milchtüten, die stehen können, nicht etwa den Kioskverkauf [Packungsaufdruck]) oder die *Gesundheitsbildung* (nicht Bildung der Gesundheit, sondern Bildung zum Zwecke der Volkshygiene [München]).

Exophorisch sind außerdem jene Prozesse in den morphologischen Randbereichen des Lexikons einzustufen, die Wörter erzeugen, deren Bedeutung nicht kompositionell, sondern intertextuell hergestellt wird. Ich meine hier vor allem die Eigennamen. Sie sind Kürzel, die den sprachlichen Kodierungsaufwand verringern; andererseits sind sie, auch wenn durchsichtige morphologische Bildungsweisen vorliegen, semantisch nicht aus ihren Einzelteilen rekonstruierbar. Die gängige Bedeutungstheorie für Eigennamen<sup>29</sup> nimmt an, daß sie ihre referentielle Kraft aus dem Rückverweisen in einer Kette von Namenverwen-

---

29 Vgl. Kripke 1972.

dungen beziehen, die schließlich in einem Taufakt endet. Da in solche Ketten von Namenverwendungen in vielen Fällen nicht alle, sondern nur eine mehr oder weniger große Gruppe von Sprachbenutzern einer Sprachgemeinschaft eingebunden sind, haben Eigennamen eine doppelte indexikalische Kraft: einerseits verweisen sie auf frühere Namenverwendungen, andererseits auf die soziale Gruppe, der der Sprecher angehört, und die sich, unter anderem, durch die Kenntnis des Namens auszeichnet. Eigennamen sind deshalb nur dann als Kürzel verwendbar, wenn Sprecher und Rezipient zu einer gemeinsamen Gruppe gehören.<sup>30</sup>

Neben den Eigennamen indizieren zahlreiche andere Wortarten soziale Zugehörigkeit und soziales (auch fachsprachliches) Wissen; die Fähigkeit, Akronyme aufzulösen und semantisch opake Kompositions- bzw. Derivationsbildungen zu verstehen, verweist auf gruppenspezifische Wissensbestände, die klar jenseits des allgemeinen sprachlichen Wissens liegen. (Wer z.B. die tatsächliche, aus ihren Bestandteilen nur sehr wenig komponierbare Bedeutung der Komposita *Festplatte*, *Echtzeit*, *Windowtechnik*, *Softwarelösung* kennt, wer die eigenartige Lehn-(Falsch-)Übersetzung *künstliche Intelligenz* versteht, obwohl sie nicht aus der Semantik von *künstlich* rekonstruiert werden kann, wer die Abkürzungen *Modem* (*Modulator-Demodulator*) oder *Pixel* (*picture element*) auflösen kann, zeigt, daß er in eine Fachsprache eingeweiht ist, die nur einer Untergruppe der Sprecher des Deutschen geläufig ist.) Auch manche morphologische Bildungsweisen selbst haben solche exophorische Verweiskraft; ein einschlägiges Beispiel aus jüngster Zeit sind die halbproduktiven Derivierungen auf *-i*, wie in *Wessi*, *Knacki*, *Schicki-Micki*, *Studi*, die als 'Szenesprache' gelten.

Opake Komposita und Derivationen sowie selbstverständlich Eigennamen und Akronyme werden oft von sozial definierten Untergruppen einer Sprechgemeinschaft eingeführt (via Fachwortschatz, Gruppenjargons, Sondersprachen), auch wenn sie später in das gemeinsame Repertoire der gesamten Sprechgemeinschaft - sogar in den Standard - Eingang finden. Sie verweisen aber, noch lange nachdem sie die sie schaffende soziale Gruppe verlassen haben, auf deren sprachliches (und meist auch nicht-sprachliches kulturelles) Sonderwissen.

Bekanntlich interagieren die Natürlichkeitstendenzen in der Phonologie oft mit denen in der Morphologie, so daß die beiden Ebenen immer zusammen betrachtet werden sollten.<sup>31</sup> Etwa geht die Anwendung kontextsensitiver Lenisierungsregeln in der Phonologie (Indexikalisierung) nicht nur zulasten der phonologischen, sondern auch zulasten der morphologischen Ikonizität (vgl. z.B. die Kurzformen *ge:m*, *le:m*, *ne:m* aus /ge:ben, le:ben, ne:men/, die neue Exponenten für die Lexeme {leb-, geb-, nehme-} einführen) Indexikalitätsabnahme in der Phonologie kann zu mehr, aber auch zu weniger morphologischem Ikonizität führen.

---

30 Vgl. Auer 1983.

31 Nach gängiger Darstellung (z.B. bei Wurzel 1981: 31ff) geht die Natürlichkeit in der Phonologie zulasten der Natürlichkeit in der Morphologie. Dabei wird in der Phonologie Natürlichkeit mit Indexikalität (Lenisierung), in der Morphologie aber mit Ikonizität gleichgesetzt. Das ist aber, wie gezeigt, unzureichend.

## 2.4 SYNTAX UND TEXT

Für die Syntax und Textkonstitution gibt es erstaunlicherweise noch keine explizite Natürlichkeitstheorie. Allerdings kann man viel von dem, was Givón (1979) unter dem Stichwort "pragmatischer" vs. "grammatischer" Modus diskutiert, als Ikonismus in der Syntax bzw. im Text verstehen; zum Ikonismus in der Syntax haben sich zahlreiche Linguisten geäußert (vgl. Haiman 1980, Posner 1980 u.a.); Behaghels "Gesetze" (1932:4) formulieren teilweise ikonische und indexikalische Grundprinzipien; die aus der Sprachtypologie bekannten Dominanzhierarchien (wie semantische Rollenhierarchien für Subjekt- und Objekthaftigkeit, Familiaritätshierarchien, die Topic > Comment- und "given" > "new"-Hierarchien, "animacy hierarchies"; vgl. zusammenfassend Siewierska 1988) stellen natürliche Abbildbeziehungen zwischen kognitiver und sprachlicher Strukturierung dar; funktionale Syntaktiker wie Kuno (1987) arbeiten mit natürlichen Prinzipien; und die Diskussion um die ordo naturalis, war, wie oben im Fall des Geoffroi de Vinsauf angedeutet, schon in der Scholastik ein Thema.

Ordo naturalis (besonders die Abbildung von Ereignisfolgen auf die "event clauses" in einem Narrativ), Zitate anstelle indirekter Redewiedergabe u.a. sind triviale, D-ikonische bzw. materiell-ikonische Verfahren, die auf Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen Dargestelltem und darstellender Form beruhen. Ebenso eindeutig ikonisch ist die schon erwähnte textuelle Kohärenzbildung durch Wortwiederholungen (anstelle von Pronomina) oder durch rekurrierende syntaktische Muster. Damit ist aber der Bereich des Ikonismus auf der Syntax- und Textebene keineswegs erschöpft. Jakobson (1966) und viele andere haben darauf verwiesen, daß die Ähnlichkeitsrelation, die für das D-ikonische Zeichen konstitutiv ist, nicht in erster Linie zwischen dem physikalischen Objekt und dem sprachlichen *signifiant* besteht. Vielmehr ist die Entität, die vom ikonischen Zeichenbildungsverfahren in eine Ähnlichkeitsbeziehung zur sprachlichen Zeichengestalt gestellt wird, eine kognitive Repräsentation.<sup>32</sup> D-ikonische syntaktische und Textbildungsverfahren sind folglich (auch) solche, die kognitive Strukturen und Prozesse möglichst gut in die sprachliche Zeichensubstanz abbilden.

So ist die sprachtypologisch attestierte Dominanz von Sprachen, die das Subjekt vor das Objekt (und/oder vor das Verb) stellen (SX ist wesentlich häufiger als XS), auf ein ikonisches Prinzip zurückzuführen: das Subjekt enthält typischerweise das Thema des Satzes, über das in der Verbalphrase als Rhema etwas ausgesagt wird; und das Thema legt - im Sinne der Gestaltpsychologie<sup>33</sup> - den Grund, auf dem dann etwas als Figur fokussiert wird. Hier wird keine Objektrelation in der realen Welt, sondern die kognitive Präzedenz

---

32 Auch bei Peirce heißt es (zit. in Jakobson 1966): "The order of elements in language parallels that in physical experience or the order of knowledge" (meine Unterstreichungen). Ähnlich argumentiert Eco 1972: 213.

33 Rubin 1915/1921.

des Grunds vor der Figur im Vorher-Nachher der S X-Beziehung D-ikonisch abgebildet.<sup>34</sup> Noch natürlicher (d.h. weniger grammatikalisierend) verfahren Sprachen, die kein grammatisches Subjekt kennen und der Syntax einfacher Aussagesätze statt einer Subjekt/Prädikat-eine Topic/Comment-Struktur zugrundelegen,<sup>35</sup> und entsprechend ikonisierend sind Tendenzen in den umgangssprachlichen Varianten von Subjekt/Prädikat-Sprachen einzustufen, den "topic", wenn er nicht im Subjekt kodiert ist, durch Linksversetzungen in die Anfangsstellung zu bringen.<sup>36</sup> (Bekannt sind die einschlägigen Verfahren des Französischen vom Typ *mon ami, son livre, je le lui ai donné*.<sup>37</sup>)

Weitere Beispiele solcher kognitiv begründeten Ikonizität in der Syntax sind die Adjektiv-Stellung z.B. im Deutschen, wo die näher am Bezugsnomen stehenden Adjektive mehr als die periphereren auf 'innere' Eigenschaften des Gegenstands verweisen, vgl. *meine vier schönen großen blauen hölzernen Kugeln*, (Seiler 1976, Posner 1980), die Stellung der Adverbialphrasen im Chinesischen (Tai 1985) oder die Abbildung sozialer oder pragmatischer Dominanzstrukturen in Konjunkten. (Beispiel für das erste etwa: prestigereichere Person wird zuerst genannt, z.B. *Hohes Gericht, meine Damen und Herren*; Beispiel für das zweite: umgangssprachliche Tendenz zur Voranstellung des Pronomens *ich - ich und mein Bruder*, verboten qua Konvention in den höheren Sprachschichten.)

Zwischen Morphologie und Syntax steht die Reduplikation als ikonisches Zeichenbildungsverfahren. An ihrem Beispiel läßt sich gut deutlich machen, daß auch in Fällen offensichtlicher natürlicher Zeichenbildung immer auch konventionalisierte Aspekte eine Rolle spielen: die Reduplikation kann einerseits Bestimmtheit ausdrücken (ital. *presto presto*<sup>38</sup>), andererseits auch Vagheit (so im Hausa: *ja 'rot', ja-ja 'rötlich'*<sup>39</sup>).

Als letztes Beispiel für syntaktisch-textuellen D-Ikonismus sei die Präferenz für linke anstelle von rechten Grenzmarkierungen in Einbettungen genannt, die sich wieder auf die gestaltpsychologische Präzedenz des Grunds vor der Figur zurückführen läßt. Von einer bestimmten Größe und Komplexität an werden subordinierte sprachliche Einheiten diskursiver oder syntaktischer Art durch eigene Einleitungs- oder Schlußmarkierungen von der superordinierten Struktur abgesetzt. Solche Rahmungssignale sind am Anfang wichtiger, häufiger und unvermeidlicher als am Ende der subordinierten Struktur. Dies zeigt sich etwa an den in der Konversationsanalyse untersuchten Sequenzvorläufen ("pres") wie *darf ich*

---

34 So argumentiert z.B. Vennemann 1973:27f, ohne allerdings den Begriff Ikonizität zu verwenden. Ebenso spricht Plank (1979) von einer "Parallelisierung von Wahrnehmungsverlauf oder Denkverlauf und Satzgliedanordnung".

35 Vgl. für das Chinesische: Li & Thompson 1976.

36 Man muß allerdings berücksichtigen, daß bei der Anordnung des Topic vor dem Comment auch Kontiguitätsaspekte eine Rolle spielen, weil der vorangestellte Topic näher am Vor-Text ist, in dem der Hintergrund aufgebaut wird, auf den er sich bezieht.

37 Vgl. F. Müller 1987 (MS).

38 Wierzbicka 1986.

39 Vgl. Plank 1979: 158.

*Dich was fragen?, ich hab da ein Problem, etc.*<sup>40</sup>, an Themeneinleitungen wie *da fällt mir ein...*, *a propos...* oder an Textgliederungsverfahren (*ich komme nun zum nächsten Punkt...*): es gibt zwar auch entsprechende Schlußmarkierungen, diese scheinen jedoch weniger wichtig zu sein als die Anfangsmarkierungen, denn wenn eine von beiden fehlt, dann ist es die Schlußmarkierung. Dasselbe Ungleichgewicht findet sich aber auch in der Syntax subordinierter satzwertiger Strukturen: ihre Einleitung durch Subjunktionen erleichtert ihre Prozessierung mehr als ihre Ausleitung oder das Fehlen von Komplement-Markierungen. Entsprechend sind Subordinierungen durch vorangestellte Marker natürlicher (weil ikonischer) als solche durch nachgestellte; tatsächlich findet sich eine entsprechende Tendenz zur Ummarkierung zum Beispiel im Türkischen, das umgangssprachlich dazu tendiert, die links vom Bezugsnomen stehenden Partizipialkonstruktionen durch *ki-*'eingeleitete', rechtsstehende 'Nebensätze' zu ersetzen.<sup>41</sup>

Die bisher erwähnten Fälle von Ikonizität in der Syntax betrafen die Ähnlichkeit zwischen Konstellationen sprachlicher und außersprachlicher (hauptsächlich kognitiver) Strukturen; aber selbstverständlich spielt auch die D-Ikonizität innerhalb der Grammatik ("Systemadäquatheit") in der Syntax eine wichtige Rolle. Am deutlichsten wird sie vielleicht in der typologischen Tendenz, daß Sprachen die Stellung von Nukleus und Satellit ("head" und "modifier") einheitlich handhaben (vgl. Greenberg 1966, ausführlicher dazu Vennemanns Prinzip der "natürlichen Serialisierung", etwa Vennemann 1973).

Schließlich zum Index auf der Syntax- und Textebene. Im Begriff der "Indexikalität" ist dieses Verfahren der Zeichenbildung teilweise mit "Situationsabhängigkeit" identifiziert worden (erinnert sei an Bar-Hillel und Teile der formalen Semantik), d.h. man hat vor allem Pronomina und andere deiktische Elemente (Adverbien, Tempusformen, etc.) als indexikalisch eingestuft. Aus der Peirceschen Perspektive ist dies aber eine arge Einengung. Eine Kontiguitätsbeziehung zwischen Repräsentamen und Objekt kann nämlich auch durch innertextuelle Nähe hergestellt werden. Es sind demzufolge die folgenden indexikalischen Strategien zu unterscheiden:

a) exophorische Verweise, d.h. Kontiguitätsbeziehungen zwischen Sprache und Kontext, wobei zum Kontext sowohl die raum-zeitliche ("symphysische", im Sinne Bühlers) Sprechsituation zählt, als auch die Hintergrund-Wissensbestände der Teilnehmer. Weil sich in der gesprochenen Sprache solche Kontiguitätsbeziehungen im Vergleich zur schriftlichen enorm vermehren, kann sie es sich mehr als jene erlauben, die Versprachlichung zu minimieren<sup>42</sup> und mögliche Verstehensprobleme der dialogischen Klärung, also der Reparaturarbeit zu überlassen. Neben den deiktischen sprachlichen Ausdrücken gehören hierher auch Ellipsen, vor allem Kontextellipsen.<sup>43</sup>

---

40 Vgl. Schegloff 1980.

41 Vgl. Antinucci, Duranti & Gebert 1979; Auer, im Druck (b).

42 Sacks & Schegloff 1979, Levinson 1987.

43 Zum Begriff der Kontextellipse siehe Auer & Di Luzio 1988.

- b) endophorische Verweise auf das textuelle Umfeld, und zwar besonders auf die Vorgängerstrukturen im Text (Anaphora) und
- c) (davon nicht unabhängig) das Näheprinzip, das von Behaghel (1932:4) kurz und bündig so formuliert wird: "Das oberste Gesetz ist dieses, daß das geistig eng Zusammengehörige auch eng zusammengestellt wird". Im Mündlichen setzt sich dieses Prinzip oft gegen explizite Markierungen der Beziehung zwischen linguistischen Strukturen durch. Stehen z.B. zwei Sätze nebeneinander, so wird unterstellt, daß sie in einer semantischen Beziehungen zueinander stehen (etwa einer temporalen, kausalen, konsekutiven). Das Nähe-Prinzip besagt außerdem, daß syntaktisch und/oder semantisch zusammengehörende Elemente auch dann nicht zu weit voneinander entfernt werden sollten, wenn der Bezug zwischen ihnen strukturell eindeutig ist. Aus diesem Grund werden z.B. im Deutschen Satzklammern vermieden bzw. aufgelöst, wenn das eingeklammerte Material zu umfangreich erscheint.

## 2.5 ZUSAMMENFASSUNG: NATÜRLICHKEIT IN DER GRAMMATIK

Auf allen Ebenen der Sprachstruktur gibt es also dieselbe Spannung zwischen natürlichen Tendenzen einerseits und konventionalisierten Strukturen andererseits. Die natürlichen Tendenzen zerfallen jeweils in ikonisierende und indexikalische, wobei die ersteren größere Transparenz erzeugen und daher die Anforderungen an den Rezipienten verringern, während die letzteren die linguistische Transparenz zugunsten der Kürze oder Aussprechbarkeit verringern und dafür vom Rezipienten verlangen, Verbindungen zum sprachlichen oder nicht-sprachlichen Kontext herzustellen. Die folgende Zusammenstellung zeigt die einzelnen Verfahren noch einmal - mit Beispielen - im Überblick:

### Natürliche Tendenzen in der Grammatik

#### Prosodie

- ikonisch: 1:1-Beziehung zwischen rhythmischer und semantischer Gruppierung, steigende/ fallende Intonation als Sequenzierungsindikator

#### Phonologie

- ikonisch:
  - materieller Ikonismus: maximale substantielle Ähnlichkeit zwischen Regel-Input und Output, Onomatopoetisches
  - diagrammatischer Ikonismus: Uniformität von Prozessen, biuniqueness
- indexikalisch:
  - endophorisch: kontextabhängige Prozesse (Assimilationen)
  - exophorisch: redundanzreduzierende Allegroprozesse

#### Morphologie

- D-ikonisch:
  - zwischen grammatischen und pragmatischen Strukturen: 'mehr Bedeutung = mehr Form'
  - innerhalb der Grammatik: 'eine Form – eine Bedeutung', Analogie, Synonymabbau

- indexikalisch:
  - exophorisch: nicht-transparente Komposita, Abk., Eigennamen qua "rigide Designatoren"
  - endophorisch: Nähe des Affixes zur Wurzel, Kongruenz, Allomorphie

#### Syntax und Text

- ikonisch:
  - materiell: Wiederholungen, direkte Rede
  - diagrammatisch zwischen pragmatisch-kognitiven und sprachlichen Strukturen: *ordo naturalis*, SX vor XS, Topic/ Comment, Adjektivreihenfolge, Präferenz für linke vor rechten Klammern
  - diagrammatisch innerhalb der Grammatik: natürliche Serialisierung
- indexikalisch:
  - exophorisch: Deixis und Kontextabhängigkeit
  - endophorisch: Näheprinzip, Anaphern/ Kataphern.

Das Dreieck zwischen Konventionalisierung, Indexikalisierung und Ikonisierung stellt nun eine wichtige strukturelle Potentialität für Stil dar, oder anders gesagt: in dieser Spannung lassen sich viele Stile strukturell verorten. Ein konkreter Stil kann dabei mehr oder weniger nah an den drei Polen lokalisiert werden, und zwar oft durchgängig auf allen grammatischen Ebenen in ähnlicher Weise, manchmal auch auf den einzelnen Ebenen unterschiedlich.

### 3. BEISPIELE

In diesem Abschnitt sollen einige Beispiele für die Rolle natürlicher Prinzipien bei der Konstitution verschiedener Stile vorgestellt werden. Wieder kann im gegebenen Rahmen nicht mehr geleistet werden, als einige Möglichkeiten anzudeuten, wie bestimmte Stilmerkmale semiotisch unter Natürlichkeitsgesichtspunkten gesehen werden können.

#### 3.1 LERNERSPRACHEN UND FOREIGNER TALK

Klaus Müller hat in einer umfangreichen Arbeit (K. Müller, MS) die sprachlichen Strukturen in Lernaltersprachen (er bezieht sich auf den Zweitspracherwerb, seine Ergebnisse sind aber teils wohl auch auf den Erstspracherwerb übertragbar) und in der Sprache der mit Lernern interagierenden Muttersprachler (auch hier wären wohl Ausweitungen auf das "motherese" möglich) untersucht. Sein Ergebnis ist (sehr vereinfacht), daß in solchen Interaktionen, wenn man sie mit denen zwischen Muttersprachlern vergleicht, eine Mischung aus indexikalisierenden ("kontextuelle Semantik") und ikonisierenden Strategien in den Vordergrund tritt. Erstere sind wohl eher für die früheren, elementaren Stadien der

Kommunikation zwischen Lernern und Muttersprachlern kennzeichnend, letztere für die fortgeschritteneren. Zur "kontextuellen Semantik" zählt K. Müller "externe Kontextualisierungshinweise" (exophorische Kontextualisierung) wie die *demonstratio ad oculos*, personale Deixis, Empraxis, die Verwendung von Heckenausdrücken; dazu kommen in Müllers "natürlicher Semantik" ikonische Kodierungsformen, etwa: expressive Dehnungen und ikonische Intonationskurven, vokale Mimesis, Pronomenflucht, in der Lexik Abbau von Mehrdeutigkeiten zur Unterstützung des Grundprinzips 'eine Form - eine Bedeutung' und eine Präferenz für Konkreta anstelle von Abstrakta (als Fall von Metonymie würde ich diese allerdings eher zur Indexikalität zählen), Präferenz für Eigennamen (sie unterstützen das 1:1-Prinzip), in der Morphologie Reduplikationen (cf. Hinnenkamps Beispiel: *was is los Ali, du boxbox mit Deiner Frau*) und einmalige Markierung morphologischer Kategorien durch Adverb bzw. Pronomen anstelle der (teils die Markierung verdoppelnden) Verbalaffixe (*gestern ich komme* statt *ich kam*), in der Syntax das "factorizing principle", durch das komplexe Sachverhalte sozusagen 'häppchenweise' formuliert und dem Rezipienten zur Bestätigung vorgelegt werden, die Verwendung eines eingeschränkten Repertoires ähnlicher Syntaxmuster (häufiger Infinitivgebrauch, unter anderem unterstützt durch die Verwendung von Modalverben), Rechtsverlagerungen und andere Ausklammerungsstrategien.<sup>44</sup>

Allgemein läßt sich sagen, daß viele der in der L2-Forschung diskutierten Vereinfachungsstrategien ikonischen Prinzipien folgen, indem sie die Sprache durchschaubarer und regelmäßiger machen. Der spezifische Stil von Sprachlernern und den mit ihnen interagierenden Muttersprachlern ist also durch eine Art von Natürlichkeit gekennzeichnet, die die Bedürfnisse des Lerners nach Rekonstruierbarkeit und Transparenz in den Vordergrund stellt und so den "input" für ihn optimiert.<sup>45</sup>

### 3.2 ERZÄHLSTILE

In Auer & Di Luzio (1988) wird der Erzählstil italienischer Migrantenkinder mit dem gleichaltriger monolingualer Kinder in Italien verglichen. Hier geht es nicht oder nur teilweise um Lernaltersprachen, denn die untersuchten Kinder sprechen durchweg recht gut italienisch und deutsch, sondern um kulturelle Stile, die sich selbst dadurch auszeichnen, daß in ihnen unterschiedliche semiotische Verfahren (symbolische, indexikalische, ikonische Zeichenbildung) dominieren. Wir haben die dominanten Stile in den beiden Kindergruppen folgendermaßen zusammengefaßt:

---

44 Zum "factorizing principle" und zur Topic- anstelle von Subjekt-Markierung auch Harding 1984.

45 Natürlich trifft das nicht auf alle Vereinfachungen in solchen Varietäten zu (vgl. die strukturelle Beschreibung des Foreigner-Registers z.B. bei Hinnenkamp 1982 und 1984). Aber die Strukturen des Foreigner-Registers sind ja auch nicht alle funktional und perzeptionserleichternd, und trotz universaler Tendenzen sind sie nicht frei von sprachspezifischen, symbolischen Kodierungen.

Stil A (Varese)	Stil B (Konstanz)
redundant	elliptisch
ausschmückend	knapp
explizit	inferenzreich
verschoben	situiert, analogische Deixis
indirekte Rede	direkte Rede
—	Onomatopöie
episch-distanziert	szenisch-expressiv

Es ist nicht schwer, hinter der Charakterisierung des 'italienischen' Geschichten-Erzählstils (linke Spalte) symbolische und ikonische, hinter dem 'deutsch-italienischen' Erzählstil vor allem indexikalische (sowie teilweise ikonische) Zeichenbildungsverfahren zu entdecken. Wenn die untersuchten Konstanzer Kinder Geschichten erzählen, so sind diese extrem kurz und auf das Wesentliche beschränkt, syntaktisch und semantisch voller Ellipsen und empraktisch in das Umfeld der Äußerung eingebunden. Der Rezipient muß ständig auf der Hut sein: er muß ergänzen, was nicht gesagt wird, den Situationskontext beachten und Verweise darauf erkennen, sein Hintergrundwissen einsetzen, um Andeutungen zu verstehen und Inferenzen zu ziehen. Ikonische Elemente kommen zu diesen indexikalischen hinzu, wenn es um die szenische Darstellung des Erzählstoffes geht: dann tritt Onomatopöie an die Stelle der symbolischen Kodierungen der 'italienischen' Erzähler, direkte Rede an die Stelle der indirekten Redewiedergabe. Daß der bilinguale Stil den bei weitem größeren Unterhaltungswert hat, sei hier nur am Rande erwähnt.<sup>46</sup>

### 3.3 VOM MÜNDLICHEN ZUM SCHRIFTLICHEN IN DER ALTGRIECHISCHEN LYRIK

Der Vareser Stil des Geschichtenerzählens zeigt Merkmale von Schriftlichkeit, die dem Stil der bilingualen, in der BRD sozialisierten Kinder mit seiner erhöhten Situations- und allgemein Kontexteinbindung fehlen. Auf eine diachrone Achse projiziert, stellt Rösler (1983) einen ähnlichen Unterschied zwischen der frühen und der späteren altgriechischen Lyrik fest. Die Entwicklung vollzieht sich von den ersten, nur wenig und indirekt überlieferten Werken, die ausschließlich für eine Aufführungssituation geschaffen (und vor allem auf Symposien in intimen Gruppen vorgetragen) wurden und in denen situationsabhängige (Anredeformen, *demonstratio ad oculos*, Imperativ) und wissensabhängige (Eigennamen) Referenzmittel verwendet werden, über wiederaufgeführte bzw. wiedervorgetragene Werke, die aus dem Kontext, für den sie geschaffen worden waren, in immer neue Situationen eingepaßt wurden und dabei die ursprüngliche direkte Deixis in Deixis am Phantasma

<sup>46</sup> Der kondensierte Stil unserer deutsch-italienisch bilingualen, aber in der BRD sozialisierten Kinder findet sich in Schwitallas Beschreibung des von ihm schichtenspezifisch bewerteten Erzählstils deutscher erwachsener Arbeiter wieder (1988: 130).

(Erinnerung, Vorstellung...) verwandelten, bis zur Lyrik für Leser, in der Deixis und Eigennamen nicht mehr oder nur noch in fiktionaler Verwendung vorkommen. Die zu beobachtende Verwandlung mündlicher (Hör-) in schriftliche (Lese-)Texte geht also mit der Abnahme indexikalischer sprachlicher Mittel in diesem Texten Hand in Hand, die deren Einbettung in das Umfeld herstellen.

### 3.4 SPRACHWANDEL: VOM EXPLIZITEN ZUM KOMPRIMIERTEN STIL

Nach von Polenz (1985) und anderen ist es eine "Entwicklungstendenz des deutschen Sprachbaus", daß komplexe Inhalte zunehmend nicht durch ihnen entsprechende komplexe sprachliche Ausdrucksmittel (wie Hypotaxe, Erweiterungen) ikonisch abgebildet werden, sondern durch verkürzte und ungenaue, dafür aber Zeit und Raum sparende Mittel. Diese neuen Ausdrucksmittel für komplexe Inhalte sind "elliptisch, kompakt und implikativ"; sie sind semantisch "unterdeterminiert", eine "ökonomische Routinesprache" (S.29), können aber bei Verständigungsproblemen durch explizitere Formulierungen aufgelöst werden.

Wenn unterstellt werden darf, daß diese Analyse für die Syntax und die Wortbildung des Gegenwartsdeutsch zutrifft, so läßt sie sich als De-Ikonisierung (also Konventionalisierung) und zugleich als Indexikalisierung (zunehmende exophorische Kontextabhängigkeit) verstehen. Die neuen Strukturen, die von Polenz nennt, zeichnen sich durch verstärkte Undurchsichtigkeit aus; was gemeint ist, kann nicht mehr durch strukturelle Analyse erschlossen werden, man muß wissen, was sie als Ganzes bedeuten.

Als Beispiel vergleicht von Polenz die 10 Gebote in der Luther-Fassung mit den Grundrechten aus dem Grundgesetz und stellt unter anderem fest: anstelle der Hypotaxe in den 10 Geboten findet sich im GG fast nur einfache Parataxe, obwohl die ausgedrückten Inhalte wesentlich komplexer sind (De-Ikonisierung); das GG kommt fast ohne die explizite Kennzeichnung semantischer Verknüpfungen aus: wo sie in den 10 Geboten expliziert werden (*sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken; aber am siebenten Tag ist der Sabbat des Herrn...*), müssen sie im GG erschlossen werden (Indexikalisierung); stattdessen ist das GG voll von Nominalisierungen und komplexen Attributen (*Verpflichtung aller staatlichen Gewalt, Recht der persönlichen Ehre*), während in den 10 Geboten z.B. Satznominalisierungen ganz fehlen und Attribute nur einstufig sind - d.h. an die Stelle der komplexen Satzstrukturen treten komplexe NP-Strukturen mit unklaren Bezügen (Indexikalisierung).

Zugleich verringert sich im GG allerdings die situative Einbettung (Deixis) des Textes: während in den 10 Geboten der Sprecher explizit genannt wird (*ich bin der Herr, dein Gott...*) und sich in Imperativen an seine (generalisierten) Rezipienten wendet (*du sollst...*), ist die Handlungsstruktur des GG sehr abstrakt und aus der Situation verschoben. Die konstatierte Abnahme der Ikonizität korreliert also mit einer Zunahme der exophorischen Verweise auf den Wissenskontext, aber mit einer Abnahme der Situations-Verweise.

Das Beispiel macht deutlich, daß Sprachwandel nicht unbedingt mit Natürlichkeitszunahme verknüpft ist. Man sollte vielmehr umgekehrt davon ausgehen, daß jede Form von

Sprachwandel, auch wenn sie eine Zunahme der indexikalischen oder der ikonischen Zeichenbildungsverfahren mit sich bringt, schon deshalb ein kulturell geprägtes Ereignis sein muß, weil aus dem Angebot an Möglichkeiten, wie Natürlichkeit zu realisieren ist (Indexikalität vs. Ikonizität, verschiedene grammatische Ebenen), manche zulasten anderer ausgewählt werden. Zudem gibt es selbstverständlich immer soziale Gruppen, die sich dadurch definieren, daß sie natürliche Entwicklungstendenzen ablehnen und - durch 'Sprachwandel von oben' oder durch die bewußte sprachpflegerische Tätigkeit bestimmter Institutionen - konventionell-unnatürliche sprachliche Elemente einführen oder bewahren. Durch Übernahme aus Substandard- und Fachsprachen, Dialekten und Fremdsprachen können ebenfalls nicht-natürliche Veränderungen in einer Sprache ausgelöst werden. (Im Fall des GG spielt sicherlich der Einfluß der juristischen Fachsprache eine Rolle.) Die Veränderungen in der Syntax des Deutschen, die von Polenz aufzählt, implizieren nicht, daß das Deutsche immer natürlicher wird; es verlagern sich eher die natürlichen Strukturen vom ikonischen in den indexikalischen Bereich. Noch einmal sei darauf hingewiesen, daß dadurch Kürze (Ökonomie) und teils auch weniger struktureller Kodierungsaufwand, also sprecherunterstützende Faktoren, durch gesteigerte Interpretationsleistung des Rezipienten erkauft werden.

### 3.5 HÖFLICHKEITSSTILE

Es ist bekannt, daß in Sprachen mit grammatikalisierten Höflichkeitsformen die formell-respektvollen im Vergleich zu den intimeren Varianten entweder morphologisch und/ oder pragmatisch markiert sind.<sup>47</sup> Im Sinne der Natürlichkeitstheorie sind diese markierten Formen Verstöße gegen natürliche semiotische Tendenzen; sie vermeiden entweder die Referenz auf die zentralen Rollen der Sprechsituation (Hörer, Sprecher) ganz - versprachlichen also das für die Sprechsituation Konstitutive gar nicht - oder sie kodieren die zentralen Rollen der Sprechsituation mit einfacheren Formen als die weniger zentralen (wie: Referenz auf mehrere Sprecher, mehrere Rezipienten, Sprecher und Hörer etc.).

Beispiele für Natürlichkeitsabnahme in höflicheren Stilen sind:

- bei den Personalpronomina die *vous*-Varianten (etwa im Französischen, Deutschen, Türkischen), bei denen die pragmatisch unnatürlicheren (Mehrzahl statt Einzahl) und morphologisch markierteren (komplexeren) Formen an die Stelle der natürlicheren (ikonischeren) treten, aber auch die indirekte Markierung durch die 3. Person (anstelle der 2.) wie z.B. im Italienischen;

---

47 Vgl. Brown & Levinson 1978; Weinrich (1986) postuliert, daß von zwei Formen immer die "weniger scharf konturierte" als Höflichkeitsform eingesetzt werde; zum Deutschen verweist er auf J. Grimms Rede "Über das Pedantische in der deutschen Sprache" (1847); für Grimm kommt die *Sie*-Anrede aus der "schwülen luft galanter höflichkeit" (Frankreichs) ; sie wird als verschleiern-indirekt kritisiert. Grimm empfiehlt dagegen die "Rückkehr zur Natur", nämlich zum einfachen *Du* (1847 [1984: 129]).

- allgemein indirekte Personenreferenz durch Umschreibungen (Vermeidung der Personalpronomina vor allem der ersten, teils auch der zweiten Person), wie z.B. im Javanischen<sup>48</sup> oder Japanischen.<sup>49</sup> In allen Fällen geht die höflichere Referenzform zulasten des ikonischen Prinzips "eine Form - eine Bedeutung" sowie gegen den pragmatisch-morphologischen Ikonismus, den Sprecher durch die einfacheren Formen zu bezeichnen;
- morphologisch komplexere und pragmatisch indirekte Verbalformen in höflicher Ausdrucksweise, v.a. bei Bitten (z.B. dt. *würden Sie...*, ital. *potrebbe...*, Unmöglichkeit der Verwendung des Imperativsuffixes in allen Stilebenen des Javanesischen außer den beiden niedrigsten, Ngoko-lugu und Antyô-bôsdô).

Dieselbe Tendenz zur unnatürlichen, indirekten Ausdrucksweise in den höflicheren Sprachstilen zeigt sich auch auf der Textebene; indirekte 'Sprechakte' sind grosso modo höflicher als direkte, bestimmte Formen redundanten Formulierens können phatische Akte wie Beschwichtigung und Versicherung der Wertschätzung ("face-work") darstellen (vgl. K. Müller 1979). Auf der anderen Seite stehen extrem indexikalische konversationelle Strategien, die für sehr informelle, direkte Kommunikationskontexte typisch sind.<sup>50</sup>

### 3.6 SOZIALE STILE

Schließlich läßt sich die Unterscheidung zwischen natürlichen und konventionalisierten Kodierungsformen auch auf klassen- oder schichten-spezifische Sprechweisen anwenden. Leider ist es hier weitgehend unmöglich, auf empirische Untersuchungen zurückzugreifen. Ich will lediglich versuchen, die Konvergenz zwischen Bourdieus theoretischem Ansatz und den linguistischen Natürlichkeitstheorien darzustellen. Es ist hierbei davon auszugehen, daß - zumindest historisch - die jeweils spezifischen, konventionellen Überformungen von Sprache Teil der von Bourdieu so genannten legitimen Kultur sind und von den oberen Klassen der Gesellschaft gerade zu dem Zweck kodifiziert werden, Distinktionen zu den niederen Klassen aufzubauen, die sie von deren natürlicherer Sprechweise abgrenzen. Solche konventionellen Überformungen sind nur in Form kulturellen Kapitals erlernbar,

---

48 Im Javanischen steht im höflicheren Register für die 1.Ps. *kawulô* (wörtl. 'Unterworfener') oder *abdi dalem* (wörtl. 'Ihr Diener'), für die Ehefrau des Sprechers statt dem unmarkierten *sémah* : *kôntjô wingkêng* (wörtl. 'friend in the back of the house' - vgl. Jap. *okusan*, aber auch brit. Unterschichts-Engl. *hers indoor*) - oder *ibunipon larélaré* (wörtl. 'the mother of the children'). Siehe Poedjosoedarmo 1968: 54-81.

49 Hier werden die Pronomina der 1. und 2. Person im höflicheren Stil völlig vermieden (vgl. z.B. Coulmas 1980).

50 Es gibt in vielen, vor allem asiatischen Kulturen ausgeprägte Geschlechtsunterschiede in der Verwendung der höflicheren Sprachstile. Es scheint fast so, als ob in manchen Ländern (z.B. Japan) die Frauen 'verantwortlich' für die Tradierung der konventionalisierten Lebensformen (in Kleidung, Eßsitten, Körperhaltung und eben auch Sprache) wären, während sich die Männer Überschreitungen dieser Formen in Richtung auf natürlichere Verhaltensweisen 'leisten' können. Die Unterscheidung in höflichere und informellere Stile überschneidet sich hier also mit der in männliche und weibliche Stile.

das durch familiäre und schulische Sozialisation erworben wird und sich im Habitus zur dauerhaften Disposition im Individuum inkorporiert. Auf die Sprache angewendet bedeutet das: die ikonischen und indexikalischen Strukturen, die den Stil der unteren Klassen kennzeichnen, sind funktional aus der Sprechsituation begründet, weil sie entweder den Rezipienten oder den Sprecher unterstützen und entlasten. Der Stil der oberen Klassen hingegen löst sich von dieser Funktionalisierung, indem er nicht-ikonische und nicht-indexikalische Strukturen fordert, die ästhetisch aufgewertet werden (der Stil der unteren Schichten klingt 'bäuerlich' oder 'derb', der der oberen Schichten 'fein' oder 'gepflegt'), gerade weil sie sich von den Notwendigkeiten der Sprechsituation lösen.<sup>51</sup> Der Wert sprachlicher Formen ist hier nicht mehr nur ein kommunikativer, d.h. er ist nicht der Effizienz der Informationsübermittlung unterworfen, sondern auch ein sozialer: er stellt Reichtum und Macht zur Schau. (Bourdieu geht dabei so weit, daß er den unteren Schichten alle Kultur - allen Stil - abspricht und somit zum traditionellen Stilbegriff zurückkehrt, der Stil und Natur als Gegensatzpaar sieht: "In der Tat erscheinen die unter ökonomischem Gesichtspunkt unterprivilegiertesten und am härtesten betroffenen Klassen in diesem Spiel von Verbreitung und Distinktion, das das eigentlich kulturelle Spiel ist und sich objektiv nach der Klassenstruktur organisiert, nur als Kontrastmittel, d.h. als der zur Hervorhebung der anderen notwendige Gegensatz, bzw. als 'Natur'" (1974:72f).)

Die Verdrängung der natürlichen Sprechweise im gehobenen Stil und in der offiziellen (legitimen) Sprache ist für Bourdieu ein Teil der Verdrängung des Körpers:

...le langage domestiqué, censure devenue nature, qui proscriit les propos 'gras', les plaisanteries 'lourdes' et les accents 'grasseyants', va de pair avec la domestication du corps qui exclut toute manifestation excessive des appétits ou des sentiments (les cris aussi bien que les larmes ou les grands gestes) et qui soumet le corps à toutes sortes de disciplines et de censures visant à le dénaturiser (1982: 92),

und sogar der Kastration der Virilität der natürlichen (männlichen?) Körperlichkeit durch Effeminierung (weswegen die Frauen bei der Übernahme der Mittelschichtssprachformen auch weniger Probleme haben - cf. Labov):

du point de vue des classes dominées l'adoption du style dominant apparaisse comme un reniement de l'identité sociale et de l'identité sexuelle, une répudiation des valeurs viriles qui sont constitutives de l'appartenance de classe (1982:93).

"Geschmack" und Stil fallen bei Bourdieu zusammen: der "gute Geschmack" (ästhetische Geschmack) der oberen Klassen unterscheidet sich vom "barbarischen" der unteren, indem er Form und Funktion, aber auch Zeichen und Körper voneinander löst.<sup>52</sup>

---

51 Vgl. Bourdieus, allerdings auf die Rezeption von Kunst abzielenden Bemerkungen zur Natürlichkeit in Bourdieu 1979 [1984:100ff].

52 Vgl. die Bourdieu-Exegese und -Kritik bei H-P. Müller 1986.

Das Dilemma des aufsteigenden Kleinbürgertums ist es nun, diesen Zusammenhang als einen selbst natürlichen (d.h. nicht in einer Art 'Kulturkampf' vom gehobenen Bürgertum und der Intelligenz durchgesetzten und daher veränderlichen) zu sehen. Das Kleinbürgertum versucht, kulturelles Kapital zu erwerben und zur Schau zu stellen, indem es die distinktiven, nicht-natürlichen Merkmale des gehobenen Bürgertums kopiert und übergeneralisiert (vgl. Labovs Hyperkorrektion, Labov 1972, Kap.5). Dieses Verfahren kann aber nicht zum Ziel führen, denn es steht den tonangebenden Kreisen frei, aus dem Stilkontinuum zwischen Natürlichkeit und Konventionalisierung neue Strukturen zu Distinktionszwecken für sich zu reklamieren; so daß in verschiedenen historischen Epochen<sup>53</sup> diese sich gerade dem natürlichen Stil der Unterschicht anschließen bzw. ihn kopieren (zitieren?). Die Zuordnung von sprachlicher Natürlichkeit zu den niederen, und Konventionalisierung zu den höheren sozialen Klassen ist also nicht ein für alle mal gegeben, sondern veränderbar.<sup>54</sup>

Leider sind Bourdieus eigene Anmerkungen zu konkreten linguistischen Manifestationen dieser verdrängten Körperlichkeit und Natürlichkeit im Stil der gehobenen Klassen nur oberflächlich.<sup>55</sup> Man wird also noch eine Menge empirischer Befunde brauchen, bevor man seine faszinierenden Thesen sprachwissenschaftlich akzeptieren kann. Der Übertragung auf die deutsche soziolinguistische Situation steht nicht nur die von Frankreich unterschiedene Struktur der bundesrepublikanischen Gesellschaft entgegen, die die Zuordnung linguistischer Merkmale zu sozialen Schichten erschwert, sondern auch die geringere Brauchbarkeit der deutschen Standardsprache als Distinktionsmerkmal und das größere Prestige der (vor allem oberdeutschen) Dialekte. Der Übergang vom Standard in den Dialekt läßt sich aber keinesfalls als Anwendung natürlicher Prinzipien beschreiben: die Gleichung Dialekt = Standard + Indexikalisierung/Ikonisierung geht nicht auf.<sup>56</sup>

---

53 Das letzte Mal vermutlich in der 68er Generation von Intellektuellen, auch bei Linguistik-Professoren mit akademischer Sozialisation aus dieser Zeit leicht zu konstatieren.

54 Bourdieu wendet sich folgerichtig auch ganz explizit gegen das kulturelle Sickermodell (1982: 57ff).

55 An empirischen Untersuchungen ist mir lediglich Encrevés Studie zur "liaison" bekannt (1982). Hier geht es um ein Phänomen, das seit Jahrhunderten die französische Orthoepie bestimmt. Der zugrundeliegende natürliche Prozess ist die Aufrechterhaltung der CV-Struktur auch bei vokalischem anlautenden Wörtern. Allerdings ist schon seit so langer Zeit eine Gruppe von Ausnahmen etabliert, in denen keine Liaison möglich ist (z.B. nach *et, h aspiré, un, huit, onze*, Nomen im Sing.), daß der Raum für sozial diskriminierende Phänomene auf die fakultativen Liaisons geschmolzen ist (bei Verben z.B: *je vais essayer*, bei Plural-Nomina z.B. *soldats anglais*). Im Bereich dieser fakultativen Liaison steigt das Wissen um die Liaison-Möglichkeit mit der Schichtenzugehörigkeit an, während die niederen Schichten den Prozess durchgängig vermeiden.

56 Man muß in der deutschen Dialektphonologie mit wesentlich differenzierteren Modellen arbeiten; vgl. Auer im Druck (a).

## LITERATUR

- Antilla, Raimo, 1975. The indexical element in morphology, Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, Vorträge, Nr. 12.
- Antinucci, Francesco, Duranti, Alessandro & Gebert, Lucyna, 1979. Relative clause structure, relative clause perception, and the change from SOV to SVO, *Cognition* 7: 145-176.
- Auer, Peter, 1983. Überlegungen zur Bedeutung der Namen aus einer 'realistischen' Sichtweise. In: M. Faust et al. (Hrsg.) 1983. *Allgemeine Sprachwissenschaft, Sprachtypologie und Textlinguistik = Festschrift P. Hartmann*, Tübingen: Narr, 173-186.
- Auer, Peter, 1986. Kontextualisierung. *Studium Linguistik* 19, 22-47.
- Auer, Peter, im Druck (a). *Phonologie der Alltagssprache*. Berlin: de Gruyter.
- Auer, Peter, im Druck (b). Einige umgangssprachliche Phänomene der türkischen Syntax und Möglichkeiten ihrer Erklärung aus 'natürlichen Prinzipien'. In: Th. Stolz et al. (Hrsg.) *Akten des 6. Essener Kolloquiums*, Bochum: Brockmeyer.
- Auer, Peter & Di Luzio, Aldo, 1988. Diskurssemantische Eigenschaften der Sprache italienischer Emigrantenkinder. In: A. v. Stechow & M.-T. Schepping (Hrsg.) 1988. *Fortschritte in der Semantik. Ergebnisse aus dem Sonderforschungsbereich 99 "Grammatik und sprachliche Prozesse" der Universität Konstanz*. DFG, Deutsche Forschungsgemeinschaft. Weingarten: VCH, *Acta Humaniora* 159-199.
- Auer, Peter & Di Luzio, Aldo (Hrsg.), 1984. *Interpretive Sociolinguistics*, Tübingen: Narr.
- Behaghel, Otto, 1932. *Deutsche Syntax*, Bd. IV. Heidelberg: Winter.
- Bodenheimer, Aron R., 1984. Warum? Von der Obszönität des Fragens. Stuttgart: Reclam.
- Bolinger, Dwight, 1983. Where does intonation belong? *Journal of Semantics* 2/2, 101-120.
- Bourdieu, Pierre, 1974. *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre, 1979. *La distinction. Critique social du jugement*. Paris: Les Editions de Minuit. Dt. als: *Die feinen Unterschiede*, Frankfurt: Suhrkamp, 1984.
- Bourdieu, Pierre, 1982. *Ce que parler veut dire*. Paris: Fayard.
- Brown, Penelope & Levinson, Stephen, 1978. Universals in language use. In: E.N. Goody (Hrsg.) 1978. *Questions and Politeness*. Cambridge: Cambridge University Press, 56-289; 295-310.
- Cook-Gumperz, Jenny & Gumperz, John, 1976. Context in children's speech. In: dies. *Papers On Language and Context = Working Paper No. 46*. University of Berkeley, Language Behavior Research Lab.
- Coulmas, Florian, 1980. Zur Personaldeixis im Japanischen. *Papiere zur Linguistik* 23/2, 3-19.
- Dirscherl, Klaus, 1986. Stilllosigkeit als Stil: Du Bois, Marivaux und Rousseau auf dem Weg zu einer empfindsamen Poetik. In: H. U. Gumbrecht & K. L. Pfeiffer (Hrsg.) 1986. *Stil*. Frankfurt: Suhrkamp, 144-154.
- Donegan, Patricia, 1978. *On the Natural Phonology of Vowels*. Ph.D. Thesis, Univ. of Columbus, Ohio.
- Dressler, Wolfgang U., 1980. A semiotic model of diachronic process phonology. *Wiener Linguistische Gazette* 22/23, 31-94.
- Dressler, Wolfgang U., 1984. Explaining natural phonology. In: C.J. Ewin & J.M. Anderson (Hrsg.) 1984. *Phonological Yearbook* 1, 1-28.
- Dressler, Wolfgang U., 1985. *Morphonology: The Dynamics of Derivation*. Ann Arbor: Karoma.
- Dressler, Wolfgang U., 1987. Word formation as a part of natural phonology. In: ders. (Hrsg.) 1987.
- Dressler, Wolfgang U. (Hrsg.) 1987. *Leitmotifs in Natural Morphology*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- Eco, Umberto, 1972. *Einführung in die Semiotik*, München: UTB.
- Encrevé, Pierre, 1982. *La liaison sans enchaînement*. *Bulletin de la recherche en sciences sociales*, 39-66.
- Enkvist, Nils Erik, 1981. Experiential iconicism in text strategy. *Text* 1/1, 77-111.
- Erickson, Frederick, 1984. Rhetoric, Anecdote, and Rhapsody: Coherence Strategies in a Conversation among Black American Adolescents. In: D. Tannen (Hrsg.) 1984. *Coherence in Spoken and Written Discourse*, Norwood NJ: Ablex, 81-154.

- Faral, Edmond (Hrsg.), 1958. *Les arts poétiques du XIIe et du XIIIe siècle*. Paris: Honoré Champion.
- Gallo, Ernest, 1978. The Poetria Nova of Geoffrey of Vinsauf. In: J.J. Murphy (Hrsg.) 1978. *Medieval Eloquence*. Berkeley: University of California Press, 68-84.
- Geluykens, Ronald, 1986. Questioning intonation. *Antwerp Papers in Linguistics* No. 48, Antwerp, Dep. Germaanse.
- Gessinger, Joachim, 1982. Vorschläge zu einer sozialgeschichtlichen Fundierung von Sprachgeschichtsforschung. *LiLi* 47, 119-145.
- Giacalone Ramat, Anna, 1985. Are there dysfunctional changes? In: J. Fisiak (Hrsg.) *Papers from the 6th Intern. Conf. on Historical Linguistics*, Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, 427-439.
- Givón, Talmy, 1979. From discourse to syntax: grammar as a processing strategy. In: ders. (Hrsg.) 1979. *Discourse and Syntax (=Syntax and Semantics 12)*, New York: Academic Press, 81-111.
- Greenberg, Joseph, 1966. Some universals of grammar with particular reference to the order of meaningful elements. In: ders. (Hrsg.) 1966. *Universals of Language*. Cambridge, Mass.: MIT Press, 73-113.
- Grimm, Jacob, 1847. Über das Pedantische in der deutschen Sprache = Rede vor der Akademie, der Wissenschaften am 21.10.1847. Wieder in: U. Wyss (Hrsg.) 1984. *Jačob Grimm - Selbstbiographie*, München: dtv, 125-153.
- Groß, Ulrike, 1987. Phonetische Aspekte des sprachlichen Verhaltens von Frauen. *Berichte des Instituts für Phonetik der Univ. zu Köln* Nr. 14, 47-104.
- Haiman, John, 1980. The iconicity of grammar: isomorphism and motivation. *Language* 56/3, 515-540.
- Harding, Edith, 1984. Foreigner talk: a conversational-analysis approach. *York Papers in Linguistics* 11, 141-152.
- Heinz, Rudolf, 1986. Stil als geisteswissenschaftliche Kategorie. Würzburg: Königshausen.
- Heringer, Hans Jürgen, 1984. Wortbildung: Sinn aus dem Chaos. *Deutsche Sprache* 1, 1-13.
- Hinnenkamp, Volker, 1982. 'Foreigner Talk' und 'Tarzanisch'. Hamburg: Buske.
- Hinnenkamp, Volker, 1984. Eye-witnessing pidginization? Structural and sociolinguistic aspects of German and Turkish Foreigner Talk. *York Papers in Linguistics* 11, 153-166.
- Hymes, Dell, 1974. Ways of speaking. In: R. Baumann & J. Sherzer (Hrsg.) 1974. *Explorations in the Ethnography of Speaking*. New York/London: Cambridge University Press. Dt. als: *Über Sprechweisen*. In: Ders., 1979. *Soziolinguistik. Zur Ethnographie der Kommunikation*. Eingel. u. hgg. v. F. Coulmas. Frankfurt: Suhrkamp, 166-192.
- Jakobson, Roman, 1956. Zwei Seiten der Sprache und zwei Typen aphatischer Störungen. In: Ders., *Fundamentals of Language*, The Hague: Mouton, 55-82.
- Jakobson, Roman, 1966. Implications of language universals for linguistics. In: J. Greenberg (Hrsg.) *Universals of Language*. Cambridge, Mass.: MIT Press, 263-277.
- Kripke, Samuel A., 1972. Naming and necessity. In: Donald Davidson & Gilbert Harman (Hrsg.) 1972. *Semantics of Natural Language*. Dordrecht: Reidel, 253-355 und 763-769.
- Kuno, Susumu, 1987. *Functional Syntax*. Chicago: University of Chicago Press.
- Labov, William, 1972. *Sociolinguistic Patterns*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Lachmann, Renate, 1986. Synkretismus als Provokation von Stil. In: H.U. Gumbrecht & K. L. Pfeiffer (Hrsg.) 1986. *Stil*. Frankfurt: Suhrkamp, 541-558.
- Lakoff, George & Johnson, Mark, 1980. *Metaphors we live by*. Chicago & London: University of Chicago Press.
- Levinson, Stephen, 1987. Minimization and conversational inference. In: J. Verschueren & M. Bertucelli-Papi (Hrsg.) 1987. *The Pragmatic Perspective*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, 61-129.
- Li, Charles-N. & Thompson, S.A., 1976. Subject and topic: a new typology of language, in Ch.-N. Li (Hrsg.) 1976. *Subject and Topic*. New York etc: Academic Press, 457-489.
- Mayerthaler, Willy, 1981. *Morphologische Natürlichkeit*. Wiesbaden: Athenaion.
- Müller, Frank, 1987. *La chaîne parlée - neue Gesichtspunkte zu einem alten Thema*. Manuskript, Univ. Frankfurt.

- Müller, Hans-Peter, 1986. Kultur, Geschmack und Distinktion. Grundzüge der Kulturosoziologie Pierre Bourdieus. In: F. Neidhardt, M.R. Lepsius & J. Weiß (Hgg.) Kultur und Gesellschaft, Sonderheft 27 der KZfSS. Opladen: Westdeutscher Verlag, 162-190.
- Müller, Klaus, 1979. Partnerarbeit in Dialogen: Zur Kontaktfunktion inhaltlich redundanter Textelemente in natürlicher Kommunikation. Grazer Linguistische Studien 10, 183-216.
- Müller, Klaus, 1986. Pragmatik des Lerners. Zur Rolle des Native Speaker im Natürlichen Zweitspracherwerb. (Unveröff. Ms., Ludwig-Maximilians-Universität München).
- Pawlowski, Klaus, 1987. Wie sprechen Hörfunkjournalisten? Eine sprechwissenschaftliche Analyse. In: H. Geißner & R. Rösener (Hrsg.) 1987. Kommunikation: vom Telephon zum Computer. Frankfurt: Scriptor, 93-111.
- Peirce, Charles S., 1966ff. The Collected Papers of Ch.S. Peirce. Hgg. von Ch. Hartshorne, Paul Weiss & Arthur Burks. 8 Bände, Cambridge: Harvard University Press.
- Plank, Frans, 1979. Ikonisierung und De-Ikonisierung als Prinzipien des Sprachwandels. Sprachwissenschaft 4, 121-158.
- Poedjosoedarmo, Soepomo, 1968. Javanese Speech Levels. Indonesia, 54-81.
- Polenz, Peter von, 1985. Deutsche Satzsemantik. Berlin: Göschen/de Gruyter.
- Posner, Roland, 1980. Ikonismus in der Syntax - Zur natürlichen Stellung der Attribute. In: Ch.J.N. Bailey, J.A. Edmondson & R. Posner (Hrsg.) 1980. Aufsätze zur Syntax und Phonetologie = Arbeitspapiere zur Linguistik, Institut für Linguistik der TU Berlin, 1-38.
- Riffaterre, Michel, 1973. Strukturele Stilistik. München: List.
- Rösler, Wolfgang, 1983. Über Deixis und einige Aspekte mündlichen und schriftlichen Stils in antiker Lyrik. Würzburger Jahrb. f. die Altertumswissenschaft, NF Bd. 9, 7-28.
- Ronneberger-Sibold, Elke, 1987. Verschiedene Wege zur Entstehung von suppletiven Flexionsparadigmen. Deutsch *gern - lieber - am liebsten*. In: N. Boretzky (Hrsg.) 1987. Beiträge zum 3. Essener Kolloquium über 'Sprachwandel und seine bestimmenden Faktoren'. Bochum: Brockmeyer, 243-264.
- Rubin, Edgar, 1915. Synoplevede Figurer. Dt. als: Visuell wahrgenommene Figuren. Berlin: Universitas, 1921.
- Sacks, Harvey & Schegloff, Emanuel, 1979. Two preferences in the organization of reference to persons in conversation and their interaction. In: Gg. Psathas (Hrsg.) 1979. Everyday Language, New York: Irvington, 15-22.
- Sacks, Harvey, Schegloff, Emanuel & Jefferson, Gail, 1978. A simplest systematics for the organization of turn-taking for conversation. Language 50, 696-735.
- Sandig, Barbara, 1986. Stilistik der deutschen Sprache. Berlin: de Gruyter/ Goeschen.
- Saran, Franz, 1907. Deutsche Verslehre. München: Beck.
- Schegloff, Emanuel, 1980. Preliminaries to preliminaries: 'Can I ask you a question?'. Sociological Inquiry 50, 104-152.
- Schwitalla, Johannes, 1988. Erzählen als die gemeinsame Versicherung sozialer Identität. In: W. Raible (Hrsg.) Zwischen Festtag und Alltag. Tübingen: Narr, 111-132.
- Seiler, Hansjakob, 1976. Determination: a universal dimension for inter-language comparison = akup 23. Köln, Institut für Sprachwissenschaft.
- Selting, Margret, 1989. Speech styles in conversation as an interactive achievement. In: L. Hickey (Hrsg.) 1989. The Pragmatics of Style. London: Routledge.
- Siewierska, Anna, 1988. Word Order Rules. London: Croom Helm.
- Stampe, David, 1979. A dissertation on natural phonology. New York: Garland.
- Tai, James H.-Y., 1985. Temporal sequences in Chinese word order. In: J. Haiman (Hrsg.) 1985. Iconicity in Syntax. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, 49-72.
- Tannen, Deborah, 1979. Processes and consequences of conversational style. Ph.D. Thesis, Univ. of California at Berkeley.
- Tannen, Deborah, 1981. New York Jewish Conversational Style. IJSL 30, 133-149.
- Vennemann, Theo, 1973. Explanation in syntax. In: J. Kimball (Hrsg.) 1973. Syntax and Semantics II. New York etc.: Academic Press, 1-50.
- Weinreich, Uriel, Labov, William & Herzog, Marvin J., 1968. Empirical Foundations for a Theory of Language Change. In: W.P. Lehmann & Y. Malkiel (Hg.) 1968. Directions of Historical Linguistics. Austin: University of Texas Press, 905-1095.

- Weinrich, Harald, 1986. Lügt man im Deutschen, wenn man höflich ist? Mannheim: Bibliographisches Institut.
- Werner, Otmar, 1987. Natürlichkeit und Nutzen morphologischer Irregularität. In: N. Boretzky (Hrsg.) 1987. Beiträge zum 3. Essener Kolloquium über 'Sprachwandel und seine bestimmenden Faktoren'. Bochum: Brockmeyer, 289-316.
- Wescott, Roger W., 1971. Linguistic Iconism. *Language* 47/2, 416-428.
- Wierzbicka, Anna, 1986. Italian reduplication: cross-cultural pragmatics and illocutionary semantics. *Linguistics* 24, 287-315.
- Wurzel, Wolfgang Ulrich, 1984. Flexionsmorphologie und Natürlichkeit. Berlin: Akademie-Verlag.